



# Tagebuchblätter

aus der Krimm.

---

Von

Graf Sr. Berg.

---

Reval.

Verlag von Franz Kluge.

1885.

...menen stand im Slawjanski-Basar, einem Wap-

Graf Berg, Tagebuchblätter aus der Krimm.

Von der Censur gestattet.

Reval, den 15. Mai 1884.

**TARTU ÜLIKOOLI  
RAAMATUKOGU**

i 2923251x



Waggon der Kursk-Charfower Bahn,  
den 3/13. April 1883.

„Nicht einmal ein Morast!“ hat ein alter Herr ausgerufen, nachdem er die einförmige Landschaft zwischen Petersburg und Moskau den ganzen Tag über angesehen hatte. Der Gegend allein darf man aber nicht die ganze Last der Langeweile zur Schuld schreiben, so fühlbar diese Empfindung auch werden mag, denn die Gefangenschaft im engen Waggonkerker trägt sehr wesentlich dazu bei, der Landschaft allen Rest eines Reizes zu rauben. Man denke an einen Sonnenaufgang auf der Alp und an das Erwachen bei Sonnenaufgang im Waggon. Wenn einem so das dritte Morgenroth graut und man sich sagen muß noch ein viertes im Waggon abwarten zu müssen, ist von Genießen dieses Schauspiels nicht mehr die Rede, selbst wenn die Reise ausschließlich eine große Vergnügungsreise sein soll.

Mein Reisegefährte N. war schon mehrere Tage vor mir nach Moskau gekommen; leider hatte ich nicht Zeit zu einer solchen Erholung. Ich traf meinen Freund im Slawjanski-Basar, einem Gast-

hause, welches die meisten Hotels in Petersburg an Comfort und Reinlichkeit übertrifft. Auch der Lachs und ein Beefsteak waren vorzüglich und der Speisesaal, in welchem sie mir servirt wurden, geräumiger, als man es selbst im Centrum großer Städte zu finden gewohnt ist. Es ist ein ganzer überdachter Hof, drei Stockwerke hoch, mehrere Jablotschkowsche Laternen hängen von der Bretterlage herab, in einem großen Bassin mit Springbrunnen schwimmen schöne Sterlete umher.

Da ich im Waggon von Dorpat bis Moskau Geologie repetirt habe, um das Wenige, was ich davon gewußt, in meinem Gedächtniß aufzufrischen, bevor ich die Krimm erreiche, erinnern mich diese Sterlete durch ihre unsymmetrische Schwanzflosse, wie durch ihre knorplichen Knochen daran, daß sie nachgebliebene Repräsentanten der Urzeit seien und hier, wo mein dicker Nachbar eben einen dieser fische aus der Urzeit mit sichtlichem Wohlgefallen verspeist, steigt mir der Gedanke auf, daß es eigentlich doch schade sei, alle ihre Verwandten nur als Versteinerungen kennen lernen zu können, während ihr Wohlgeschmack bloß den Appetit der Saupier reizte. Tempora mutantur! Jetzt haben die fische Gräten und es giebt Waggon, in denen ich vier Tage und fünf Nächte sitzen muß, um aus Dorpat in die Krimm zu gelangen.

Als ich heute Morgen erwachte, befanden wir uns schon im Gebiet der schwarzen Erde südlich

von Marino. Nur in den seltenen Schluchten liegt hier noch Schnee, die Weizenfelder bekommen schon einen grünlichen Schimmer, trotz Sturm und Regen ist der Blick auf die langen sanften Wellen der fruchtbaren Tschernosem-Steppe aber weit erfreulicher als auf das ewige Birken- oder Ellerngebüsch, welches gestern wie vorgestern an unseren Fenstern vorbeizog.

Der Courierzug correspondirt nicht mit dem einzigen Zuge, welcher von Cosowo nach Sewastopol geht. Wir zogen es vor, die acht Stunden, welche man in Cosowo warten muß, lieber in Charkow zu verbringen. Man hatte mich in Petersburg vorbereitet, daß in Charkow so gut wie nichts zu sehen sei, daher vielleicht gerade fand ich meine Erwartungen recht angenehm übertroffen, zum Theil mag auch der Genuß, aus dem gerüttelten Waggonkäfig mit erstickender Luft wieder in's Freie und zwar in milde warme Frühlingsluft gelangt zu sein, mitgewirkt haben, mir den Eindruck besonders günstig erscheinen zu lassen.

Viele der Läden zeugen jedenfalls davon, daß sie in directer Verbindung mit den Häfen des schwarzen Meeres stehen, durch welche die Culturprodukte des südlichen Europa (für Stoffe schien namentlich Frankreich in den großen Schaufenstern gut vertreten zu sein), hierher gelangen können.



Waggon Losowo-Simferopol,  
den 4/16. April 1885.

Eine große Trappe saß an der Bahn und flog so nahe vor unserem Waggon erst auf, daß ich einige hastige Bewegungen der Arme, welche wohl dem Gewehr gelten sollten, nicht zu unterdrücken vermochte.

Mein alter Djatka (Kinderwärter) stammte aus dieser Gegend, dem Kursk'schen Gouvernement; er hat uns Kindern damals oft erzählt, daß in der Gegend des Dorfes, wo er aufgewachsen, absolut keine Steine vorkämen, so daß er sich gar keine Vorstellung zu machen verstand, als ihm gesagt wurde, es gebe Häuser und Städte, welche aus Stein gebaut seien; erst als er schon erwachsen war und nach Kursk kam, hat er solche Häuser und dieses eigenthümliche Material zu sehen bekommen. Dieser Mangel an Steinen ist charakteristisch für die ganze Landschaft. Der Anblick der südlichen Steppe, besonders wo sie frisch aufgeplügt ist und die schöne Schwarzerde so deutlich vor die Augen tritt, ist für mich, wie gewiß für jeden Landwirth,

eine wahre Augenweide, namentlich nach den endlosen Strecken unproductiven Landes und den immer schwach bestandenen Feldstreifen, welche man schon zwei Tage über ausschließlich anschauen zu müssen bedauert hat.

Sehr charakteristisch für die Steppenlandschaft ist es, daß man fast immer glaubt bergauf zu fahren; die langgestreckten sanften Wellen der Ebene umgeben einen allseits und begrenzen den Horizont anscheinend immer früher, als man es von einer Ebene erwartet.

Ein Gutsbesitzer, welcher mit Frau und Kindern in Moskau gewesen ist, reist mit uns; sein Gut liegt bei Kertsch. Als junger Offizier kam er auf 14 Tage hin, um sich nach einer Krankheit zu erholen, sah daß sein Verwalter stahl, kam um seinen Abschied ein, lebt seitdem dort und wirthschaftet, wie es scheint, mit gutem Erfolg, was, wie er sagt hier immer möglich sei, wenn man selbst am Ort lebe. Er hält vorherrschend Schafe, die Weizenkultur könne aus Mangel an Arbeitskraft nur in beschränktem Maße betrieben werden. Er kaufte Tabaksaat, um mit diesem Tabak seine Schafe zu waschen. Der Verkäufer der Saat war ein deutscher Colonist, welcher der deutschen Sitte getreu zweiter Classe fuhr, obgleich er Millionär sein soll und viele große Güter besitzt. Wir ließen uns ihm vorstellen und stiegen in seinen Waggon, um über die hiesigen Verhältnisse einige Auskünfte zu erhalten. Er sagte

uns, die Wirthschaften hier seien trotz vieler Schwierigkeiten doch sehr lohnend, nur die letzten Jahre seien wegen der Dürre recht schlecht gewesen, auch der Weizenkäfer (*Anisoplia austriaca*) habe sehr viel Schaden angerichtet. — Während der Käfer auf der Aehre sitzt und die oberen Körner frisst, kratzt er mit den Hinterfüßen die unteren Körner heraus, so daß unendlich viel mehr verloren geht als er auffressen kann. Das einzige Mittel, sich dieses Käfers einigermaßen zu erwehren, sei das Abstreifen desselben, indem man Stricke von 150 Faden (über 300 Meter) Länge, an deren beide Enden Pferde angespannt werden, über das Feld zieht; der Käfer fällt herunter und nachdem er drei oder vier mal abgestreift worden, wird er matt. Das Ministerium habe aber dieses Verfahren verboten und angeordnet, man solle die Käfer fangen, was aber durchaus nicht möglich sei. Mir scheint dieses Verbot des Ministeriums dadurch motivirt zu sein, daß man fürchtet die Käfer könnten beim Abstreifen auf benachbarte Acker davonsfliegen und sich so noch mehr verbreiten; ob diese Befürchtung begründet ist, habe ich nicht mit Bestimmtheit erkunden können. Nach der Gewohnheit anderer Käfer zu urtheilen, halte ich es aber nicht für wahrscheinlich, daß die Käfer beim Abstreifen davonsfliegen.

Die meisten Käfer, z. B. Maikäfer, fallen, wenn man sie abschüttelt oder abstreift, zu Boden und

fliegen überhaupt nur auf, wenn man sie ganz in Ruhe läßt. Danach zu urtheilen, wäre das Abstreifen also ein durchaus empfehlenswerthes System und dem Umherfliegen und der Verbreitung der Käfer entgegenwirkend.

Gegen 11 Uhr erreichen wir die Sümpfe des linken Dnjepr-Ufers; sie sind mit Schilf und Weidenbüschen bedeckt, die jetzt fast ganz unter Wasser stehen; zahlreiche Taucher und Schwärme verschiedener Enten fliegen neben dem Zuge auf. Ueberall in der unmittelbaren Nähe der Flüsse liegen große langgestreckte Dörfer. Die kleinen Häuschen sind aus Strauchwerk geflochten, mit Lehm verschmiert und weiß getüncht, was ihnen ein weit saubereres Aussehen giebt, als die bei Moskau und Kursk haben, wo sie, aus sehr schwachen Balken ohne Fundament gebaut, immer schief und krumm stehen und oft auch theilweise zusammensinken. —

In der Nähe der Station Michailowo sehe ich am Horizont mehrere Wäldchen und zwischen den Bäumen, — ich will meinen Augen kaum trauen, da ich seit zwei Tagen nur elende Hütten und zuletzt wohl saubere, aber dafür ganz mikroskopische Hüttchen geschaut, — zwischen den Bäumen scheinen wirklich ganze Gruppen hoher Häuser mit Ziegeldächern zu stehen. „Sind jene rothen Flecken in den Wäldern,“ frage ich meinen Reisegefährten, „wirklich Ziegeldächer und Häuser?“ „Ja, es ist eine deutsche Colonie.“ — Von hier ab sieht das ganze Land anders aus als bisher, Schafherden

von vielen tausend Köpfen, große hausförmige Heu- und Strohfuden, nota bene auch jetzt im April, Gebäudecomplexe von hohen Häusern, große Scheunen mit spitzen Giebeln, rothe Ziegeldächer. — Wir fahren ganz dicht an einer Colonie vorüber, die Gebäude sind alle stattlich und in guter Ordnung, aber die sehr breite Straße, welche zwei Häuserreihen trennt, ist jetzt eine einzige Lache schmutzigen Wassers, durch welches eben wohlaussehende große Pferde langsamen Schrittes hohe von Koth triefende Wagen ziehen.

Ein zweiter reicher Colonist wird mit uns bekannt gemacht, auch er fährt zweiter Klasse, obgleich schon sein Vater sehr ausgedehnten Grundbesitz erworben hatte. Sein Großvater kam als armer Colonist in's Land. Die Landantheile, welche jeder Colonist damals erhielt, waren 60 Dessätinen (gegen 55 Hectare) groß, diese Stücke bestehen meist bis heute und werden niemals getheilt, können aber als voller Besitz vererbt, verkauft, verpachtet etc. werden. Viele Colonisten sind jetzt so reich, daß sie große Privatgüter kaufen. Unser neuer Bekannter hat auf seinen Besitzungen folgende Fruchtfolge eingeführt: Schwarze Brache ohne Dung, Winter- oder Sommerweizen, Gerste, Hafer, Roggen, dann wieder Brache; gedüngt wird nur ganz ausnahmsweise an einzelnen Orten.

Futterkräuter hat schon sein Vater versuchsweise gebaut, am besten gedieh Luzerne. Da hier aber

absolut keine Düngerproduction angestrebt wird, lohnt es sich auch nicht Futterkräuter zu bauen; das erforderliche Heu wird im Frühsommer in der ungepflügten Steppe, namentlich in den Flußniederungen, deren es auf dem linken Dnjeprufer ausgedehnte Strecken giebt, gemäht. Klee und Grasarten, im Felde gebaut, geben auch nur einen Schnitt im Frühsommer, da durch die Dürre und Hitze im Hochsommer alles verdorrt. Die meisten seiner Nachbarn bauen überhaupt nur Weizen auf Weizen; noch seien die Erträge lohnend, obgleich die Verarmung des Bodens doch bemerkbar werde und er sei überzeugt, daß ohne häufige Rastperioden eine solche Cultur auf die Dauer nicht möglich bleiben werde. Die Leistungen der Colonisten im Ackerbau scheinen sehr bedeutende zu sein. Mir wurde in Simferopol von einem Fall erzählt, in welchem ein Colonist einem anderen Gutsbesitzer einen weit höheren Preis für sein Gut zahlte, als die Revenüen repräsentirten, welche dieser nach jahrelanger eigener Bewirthschaftung aus diesem Gut zu machen vermochte. Er zahlte den ganzen Kaufpreis von 50,000 Rub. baar aus, kam mit seinem reichlichen Inventar an Ackergeräthen, Pferden und seinen Arbeitern hin, pflügte gleich die ganze Steppe auf und erntete schon im ersten Jahr für 50,000 Rub. Weizen. Viele dieser deutschen Colonisten haben es schon zu bedeutendem Grundbesitz und recht großem Vermögen gebracht, Schafherden

von 10,000 Köpfen, die einem Einzelnen gehören, sieht man oft; mir wurde einer genannt, welcher 250,000 Schafe besitzen soll. Aber auch diese reichen Leute, deren Großväter noch arme schwäbische Bauern waren, sind meist nur wenig über den Bildungsgrad der ganzen Colonie hinausgekommen; ihre Kinder lassen sie noch größtentheils nur in den unteren Klassen der Gymnasien in den Anfangsgründen der Schulbildung unterrichten, dann aber müssen sie mit aller Sorgfalt die Ackerbauarbeiten selbst lernen. Erst in jüngster Zeit schicken einzelne ihre Söhne auf die Universität. Ihre Damen aber haben bei nur sehr geringer Schulbildung alle Aufmerksamkeit ausschließlich auf den Haushalt zu richten. Daß ein Herr, welcher 150,000 Rub. jährliche Einnahmen bezieht, sich seinen Mittag nur von seiner eigenen Frau kochen läßt, beweist, daß geistige Beschäftigung und Bildung nicht sonderlich hoch gehalten werden. Diese Genügsamkeit in geistigen Genüssen bei der bedeutenden Intelligenz, die ich bei vielen von ihnen gefunden habe, kann ich nur durch den gänzlichen Mangel an Gelegenheit zur Cultur des Geistes erklären. Sie kennen den Wohlgeschmack dieses Weines noch gar nicht, und sie fürchten sich vielleicht gar davon zu kosten, denn viele der Herren, deren große Güter die Colonisten jetzt kaufen, sind durch diesen Durst nach Umgang mit gebildeten Menschen in die großen Städte gezogen worden und konnten von

dort her ihre Wirthschaften, namentlich bei der großen socialen Umwälzung der Emancipation der Bauernschaft, nicht mehr leiten und das neue Wirthschaftssystem für die neuen Verhältnisse nicht finden.

Der Colonist genießt den Anblick seines Feldes, er genießt den Anblick seiner Herde, darauf verwendet er den ganzen Ertrag der ganzen Arbeit seines Lebens und daher wächst sein Besitz. Die wüstenartige verbrannte Steppe schwindet um die Colonien her schon deshalb, weil die Colonisten Lust und Vermögen haben, sie urbar zu machen. Unser neuer Reisegefährte hat eben die dritte Forstei bei seinem Walde gebaut und fährt fort, den Wald, welchen sein Vater zu säen und zu pflanzen begonnen, alljährlich zu vergrößern; ein pecuniär vortheilhaftes Unternehmen kann solches, bei der Mühe, welche man hat, um in der Steppe einen Baum die ersten Jahre über zu erhalten, unmöglich sein, aber für das Land sind solche Leistungen von höchstem Werth. Bei dem großen Erfolg, mit welchem die productive Thätigkeit der deutschen Colonisten in so seltenem Maße gekrönt wird, kommt ihnen ein Umstand ganz besonders zu Statten, dessen man nicht vergessen darf, wenn man von den ökonomischen Verhältnissen des Landes spricht.

Ich habe einmal Jemanden, der gern das Gegentheil von dem was andere Leute sagten, zur Wahrheit machte, ausrufen gehört: „Das Beste was wir haben, ist doch noch das Klima, dann kommen die

Finanzen!“ — Ja, unsere Finanzen! — Das Land ist arm, aber die fleißigen Leute im Lande werden reich. Wer mit Papierrubeln producirt und sein Product an Leute verkauft, die mit Metallgeld bezahlen, der gewinnt um so mehr, je schlechter der Cours des Papierrubels ist. Dieser Vortheil kommt allerdings nur denen zu statten, welche mehr produciren, als sie selbst consumiren, nur das Plus der Arbeit, welches exportirt wird, wird mit Metall bezahlt; aber dieses Metall, wenn es wieder eingewechselt wird, giebt sehr viel Papier-Rubel, die trotz ihres geringen Werthes auf dem Weltmarkt, den Producenten immerhin befähigen, seine productive Thätigkeit im eigenen Lande bedeutend auszu dehnen. Das ist einer der wesentlichsten Hebel, welche die Weizencultur und die Wollproduction im südwestlichen Rußland so merkwürdig in die Höhe geschneilt haben.

Wollen wir hoffen, daß wenn die große Production dieses Landstrichs erst feste Wurzel gefaßt und allgemein geworden, sie auch ohne die große Coursdifferenz wird bestehen können und die reichen Bewohner mehr Verlangen nach geistiger Bildung ihrer Jugend haben und mehr Gelegenheit dazu schaffen werden.

Nach den Tataren befragt, sagte uns unser neuer Bekannter, es stehe außer Frage, daß sie bald aus der Steppe verdrängt sein würden; mit Acker-

bau beschäftigten sie sich so gut wie gar nicht, sondern trieben fast nur Viehzucht der primitivsten Art; dabei sei ihre Sorglosigkeit und Indolenz sehr groß. Der Tatar wird in einem guten Jahr nicht mehr Heu machen, als er für den nächsten Winter zu brauchen meint, das übrige bleibt ungemäht; ist der Winter länger als gewöhnlich, so schickt er sich ganz ergeben in Gottes Willen, so daß dann ein Theil seines Viehs verhungern muß. Ist der Sommer dürr und kann er nicht genug Heu machen, so ist er meist zu schwerfällig, um die entsprechende Menge Vieh zu verkaufen; wenig Vieh behalten ist gleichbedeutend mit arm sein, er hofft auf einen kurzen schneelosen Winter; trifft das nicht ein, so sind die Verluste ungeheuer. Und selbst in guten Jahren kann er niemals das aus dem Lande machen, was ein Ackerbauer zu erlangen vermag, daher verkaufen von Jahr zu Jahr die Tataren immer mehr und mehr von ihren Ländereien namentlich an die deutschen Colonisten und die Zukunft ist nicht sehr ferne, in welcher diese Reste einer nomadisirenden Bevölkerung aus der hiesigen Steppe ganz verschwunden sein werden.

So leistungsfähig der Tatar oft auch ist, — als Pferdehüter z. B. erträgt er Kälte, Nässe, Durst und Hunger besser als irgend ein anderer, seine zähe Constitution bleibt rege, er kann seine Sorgfalt noch ungetheilt dem ihm anvertrauten Vieh zuwenden, wo ein anderer schon lange nur noch an

sich selbst denkt, so ist er doch auch sehr geneigt, so wie er nur genug hat um ein Täschchen Kaffee trinken und eine Pfeife Tabak rauchen zu können, sich dabei zu begnügen und die Arbeit einzustellen.

---



Simferopol,  
den 3/17. April 1883.

Um 12 Uhr 20 Min. Nachts langten wir endlich hier an. Tataren in Jacken und allerlei Arten breiter Hosen hatten wir schon oft an der Bahn gesehen, hier gab es aber welche im fez und grünen Turban, welche in echt orientalischer Ruhe auf dem Perron des Bahnhofs saßen und die Zerstreuung des vorüberfahrenden Zuges genossen. —

Das Hotel de Petersbourg ist höchst unsauber, wir inspicierten alle leeren Zimmer, keines war seit der Abreise des letzten Gastes aufgeräumt worden und jedes hatte seinen specifischen, meist sehr intensiven Geruch eines ungelüfteten Schlafzimmers mit diversen Nüancen Tabaksrauch oder Toiletteparfümerie durchsetzt. Da die Wirthin schon schlief, konnte ich kein zweites Laken für mein Bett erhalten. Ich machte die Fenster auf und wickelte mich in meinen Mantel. Am folgenden Tage um 2 Uhr fuhren wir zu Herrn von St. Er wohnt in einer Villa vor der Stadt, mitten in einem großen, parkartigen Obstgarten. Ich sah hier Pfirsichbäume von mindestens 16 Zoll (40 Cm.) Durchmesser. Nicht weit

von diesem Garten erhebt sich ein eiserner Dampfschornstein, ein sehr seltener Anblick in dieser Gegend, es war die Küche der bekannten Moskauer Confiturenhandlung Aprifosow. Zu Mittag bewirthete uns St. mit weißem und rothem Wein eines von ihm bei Sjudak an der Südküste angelegten Weinberges. Die Torte war aus Wallnüssen seines Gartens gemacht und am Nachmittag rauchte N. eine Papyros, welche St. ihm aus türkischem Tabak, der auf seinem Gute gewachsen war, drehte. — Beim Weinbau und bei der Kellerarbeit werden von St. meist Tataren verwandt; dabei soll es doch vorkommen, daß junge Leute trotz der Gebote des Islam bei Gelegenheit etwas reichlich vom Weine schmecken. Als Arbeiter im Garten verwandte er vielfach Esten; diejenigen, von welchen ich bis jetzt Nachricht erhalten konnte, waren zumeist aus der Umgegend Revals, und vor ca. 30 Jahren hier eingewandert; ganz mittellos angekommen, ernährten sie sich lange Zeit als Tagelöhner; durch Fleiß und die hier namentlich hoch geschätzte Nüchternheit brachten es manche zu etwas Wohlstand. Einer, welcher Lichte für die russischen Kirchen gießt, besitzt ein Haus in der Stadt, andere pachteten Land, wobei sie auch lange nur knappes Durchkommen hatten, bis einige gute Ernten ihnen aufhalfen; von dann ab soll es ihnen leidlich gehen. Sechs Werst von Simferopol, auf dem Wege nach Alushta, soll sich eine kleine estnische Colonie von fünf oder sechs

Familien befinden, die recht gut gedeiht, obgleich noch viele sich als Tagelöhner verdingen und z. B. die Obstbäume in den hiesigen großen Gärten für 2 Kopeken pro Stamm umgraben. Jeder Obstbaum ist in allen irgend gepflegten Gärten im Umkreise von etwa 4 Fuß umgraben, die Obstgärten liegen fast ausschließlich in den Flußniederungen; das Wasser des flusses wird oberhalb in einen Graben abgeleitet, um die Obstgärten zu bewässern und in kleinen Gräben von Baum zu Baum geführt. Im Winter wird nicht bewässert, man fängt damit um die Zeit der Blüthe der Obstbäume an und begießt möglichst reichlich drei bis vier mal im Laufe des Sommers. Im Garten unseres Gastfreundes giebt es auch bepflanzte Theile, welche zu hoch liegen, um bewässert zu werden. Das Obst soll dort in weit geringerer Menge, kleiner und saftärmer als im bewässerten Theil sein. Auch die Weingärten bei Sjudack sollen oft bewässert und dazu in der Ebene angelegt werden; an den Abhängen gebauter Wein werde leicht zu stark und lohne weniger, da die Trauben saftarm bleiben. Es scheint hier also für's Gedeihen der Vegetation namentlich an genügender Feuchtigkeit zu fehlen; Sonnenwärme giebt es im Sommer eher zu viel als zu wenig. Im Winter dagegen bringen die NO.-Winde, welche südlich vom Ural und nördlich vom Kaukasus von dem Kältegebiet Sibiriens herüberströmen, mitunter Temperaturen von 20° C.

zu Wege, so daß viele Pflanzen der Südküsten Europas hier nicht mehr fortkommen. Der klimatische Unterschied zwischen der sanft gegen Norden abgedachten Hochebene der Krimm und ihrem steil nach Süden abfallenden Küstensaum ist sehr bedeutend; dort sollen, von dem hohen Glint gegen N. und NO.-Winde geschützt, an einzelnen Orten Granatäpfel und andere südliche Gewächse ganz gut gedeihen können. Hier bei Simferopol werden vorherrschend Aepfel gebaut, sehr verbreitet ist eine alte einheimische Gattung, welche unter dem Namen krimmscher Aepfel in Petersburg gut bekannt und sehr geschätzt ist; der Baum hat merkwürdig steil aufstrebende Aeste. Auch sehr schöne Reinettes du Canada habe ich vor einigen Jahren aus Simferopol erhalten, außerdem werden noch sehr viele Gattungen hier mit bestem Erfolg gebaut, jetzt eben stehen die Bäume aber noch nicht einmal in Blüthe, nach Hörensagen mag ich namentlich über Wohlgeschmack des Obstes nicht reden, da bleibt mir nur übrig zu berichten, daß wunderschöne Veilchen in den Niederungen reichlich, auf den Hügeln seltener, aber ganz besonders wohlriechend waren und eben in voller Blüthe standen. Parfümeriefabriken, wie bei Cannes, welche sich solches zu Nutzen ziehen, giebt es aber hier keine. Nach dem Spaziergang im Garten zeigte mir St. seine geologischen Sammlungen und führte mich darauf auf die Berge vor seinem Hause. Der Mammulitenkalk enthält viele

Versteinerungen, ich begnügte mich für heute mit einer Handvoll Nummuliten und aus dem Glauconitenlehm, der unter dem Nummulitenkalk liegt, sammelten wir mehrere sehr schöne Exemplare einer großen dickschaligen Auster. St. schenkte mir noch ein hübsches Exemplar eines großen Senigels, welches er früher hier gefunden hatte, da diejenigen, welche wir heute fanden, schlecht erhalten waren. — Ich war müde, ging schon vor 9 Uhr zu Bett, konnte aber von 3 Uhr ab nicht mehr schlafen, da fiel mir gerade ein Artikel über die Austerzucht in Amerika unter die Hände (Nature No. 680 Vol. 27 November 9. 1882 p. 39 The Oyster Industry of the United States) und brachte mich auf den Gedanken, daß auch wohl hier Austerzucht rentabel sein könnte, wenn die jetzigen Austern auch nicht so groß werden dürften, wie ihre versteinerten Vorgänger, deren Muscheln ich eben gesammelt und die 6 bis 8 Zoll Durchmesser hatten. Die größte der in Amerika gezogenen Austern, die *Ostrea borealis*, soll übrigens mitunter 10 Zoll Durchmesser erreichen, allerdings aber nicht rund, sondern stark länglich sein.



Sewastopol,

den 7/19. April 1883.

Es ist schön, dieses arme Sewastopol, es ist sehr schön! Als ich heute Morgen um 6 Uhr mein Fenster öffnete, war die Luft schon warm genug um angenehm zu sein, der Blick auf die herrlichen ruhigen Buchten mit der kaum gekräuselten ebenen Wasserfläche, welche unter der südländischen Sonne glitzerte, hielt mich lange am Fenster. Nur wen die Eisenbahn schon häufig von dem nördlichen Rande der sogenannten gemäßigten Breiten etwa nach Venedig oder Neapel versetzt hat und der den Duft dieser ruhigen sonnenbeschienenen Meere am ersten Morgen nach der langen Waggonfahrt schon häufig genossen, wird mir nachfühlen können, wie sehr ich den Wechsel empfand. Wie anders ist die Empfindung, welche jener lautlos gleitende Kahn, das einzige sich bewegende Object in der ruhenden Landschaft, dessen langsamer Bewegung mein Auge unwillkürlich folgt, auf mich macht, als die hüpfende, wackelnde Landschaft vor den Fenstern des Waggon! Der Eindruck ist so mächtig, daß Gewohnheit

dazu gehört, um es voll zu empfinden. Bin ich ein alter Austerneffer, dem diese Naturspeise je länger je besser mundet, ist die Bucht von Sewastopol wirklich so schön, oder war die Reise hierher so weit schlimmer, vielleicht alles zusammen, jedenfalls besinne ich mich nicht, den Duft der Morgenluft, die Ruhe des Meeres und alles, was man mit dem Ausdruck italienischer Himmel zusammenfaßt, am Mittelmeer jemals schöner gefunden zu haben.

Die beiden großen nördlichen Buchten von Sewastopol schneiden Werste weit in's Land hinein und werden nur durch einen schmalen Felsenkamm, an dessen Abhängen die Stadt liegt, von der südlichen Bucht getrennt. Oben auf dem Grat dieses Felsens ist eine breite Promenade angelegt, von der aus man einen prachtvollen Blick nach beiden Seiten über die Buchten und die ganze Gegend hat; aber viel mehr als Landschaft ist jetzt nicht da; die frühere Stadt ist durch den Krimkrieg vollständig zerstört worden und die Trümmer der riesigen Kasernen wollen selbst als Ruinen nicht recht malerisch erscheinen. Der natürliche Hafen ist einer der schönsten der Welt: die Hauptbucht oder sogenannte Rhede ist 7 Werst (7 Kilometer) lang, 1 bis 2 Werst breit und überall bis an die Ufer 60 bis 70 Fuß (20 Meter) tief. Für den Augenblick sind aber zwei kleine Zweimaster die einzigen Schiffe im Handelshafen. Früher gab es hier viele recht schöne Häuser aus gehauenen Stein, aber fast alle

stehen jetzt noch immer als Ruinen da; erst die Eisenbahn scheint in jüngster Zeit wieder etwas Leben dieser, im wahrsten Sinne des Wortes todten Stadt einzuhauchen. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft des Schwarzen Meeres hat hier ihre Werften eingerichtet. Am oberen Ende der Bucht bei Inzerman in den Steinbrüchen wird gearbeitet und in der Stadt entstehen, wenn auch vereinzelt, so doch schon einige aus diesem vortrefflichen Material, einer festen Kreide, recht geschmackvoll gebaute Häuser. Aber die Straße zwischen den Häusern, auf welcher keuchende Pferde und Ochsen vor versunkenen Steinfudern abgequält werden, ist schrecklich; wäre noch alles weicher Koth, aber im Koth liegen die Trümmer der umgestürzten Häuser. Es bedarf des ganzen Geschicks der tatarischen Kutscher, um in dieser Jahreszeit vom Bahnhof bis zum Grand-Hotel zu gelangen. Dort angekommen, ist man aber über Erwarten gut aufgehoben; vom Hotel in Simferopol konnte ich nicht das Gleiche behaupten. Als ich gestern Morgen dort nicht schlafen konnte, hielt ich Jagd auf *Acantia lectutaria* und tödtete ihrer 5. Beim Frühstück fand ich auf meiner Cotelette 2 gebratene *Blatta orientalis*. Hier habe ich über dergleichen nicht zu klagen, das eiserne Bett, der Teppich, die Nußholzmöbel stammen, allem Anschein nach, aus Marseille und sind sehr gut. Die Reisenden, welche die Eisenbahn doch schon recht zahlreich herführt, haben unter den

Gastwirthen bereits einige Concurrenz und recht erfreuliche Resultate bewirkt, wie sie im Innern des Reiches in dieser Beziehung selten zu finden sind. Um 8 Uhr schon traten wir unsere erste Excursion an. Wir fuhren zum alten Chersones oder vielmehr in die Gegend, wo das alte Chersones früher gestanden. Es ist das südwestlichste Vorgebirge der Krimm, 3 bis 4 Werst von Sewastopol. Wo einst die blühende griechische Colonie stand, welche fast dieses ganze Vorgebirge bedeckt haben soll, befand sich noch eine Stadt, welche Wladimir, der Großfürst von Kiew, einnahm, dort soll er sich auch im Jahre 988 haben taufen lassen. Als Handelsstadt verlor sie aber nach und nach alle Bedeutung und als die Türken sie 1475 besetzten, sollen sie bloß leere Kirchen und verlassene Häuser vorgefunden haben, aus denen sie aber viel schönen Marmor zu ihren Bauten in Constantinopel beziehen konnten.

— Martin Bronewski, Gesandter eines Polenkönigs, soll im 16. Jahrhundert hier gewesen sein und noch Reste einer herrlichen Stadt gesehen haben, mit Thürmen und Mauern aus ungeheueren Quadern; auch eine Wasserleitung, die durch Röhren noch immer herrliches Wasser aus den Bergen zuführte. Sogar zur Zeit der Eroberung der Krimm durch den Feldmarschall Münnich 1783 waren noch viele Ruinen vorhanden. Jetzt steht ein großer Kalkofen in der Nähe des neu erbauten Klosters und sind kaum noch Spuren der alten

Stadt durch Ausgrabungen, welche eine Gesellschaft aus Odessa veranstaltet haben soll, aufzufinden gewesen.

Wir machten einen langen Spaziergang längs der Küste; das Meer war so still und das Wasser so klar, daß man Fische in bedeutender Tiefe schwimmen sehen konnte. Unmittelbar am Strande fand ich auch eine in den Felsen gehauene Grabkammer mit darin liegenden menschlichen Knochen. Beim Kalkofen war eine Schuttschicht von etwa 20 Fuß Mächtigkeit durchgraben, sie schien meist aus ganz verwestem Kehrriht zu bestehen, enthielt aber auch Topfscherben und sehr viel Austerschalen. In einem kleinen Thal, wo das Regenwasser die löslichen Theile dieser Schuttlager zusammenführt, lag eine Tabakspflanzung, ein sehr kleines und verfallenes Häuschen beherbergte den vom Unternehmer angemieteten Verwalter, einen Griechen aus Trapezunt; eine kleine mit Strauch gedeckte Scheune zum Trocknen des Tabaks stand daneben. Im Schutze dieser Häuser war in flachen Gruben der Tabak gesäet und mit Glasfenstern bedeckt, auch ein alter in den Felsen gehauener Brunnen war in Ordnung gebracht und lieferte ein etwas salziges Wasser, sowohl zum Begießen des Tabaks, wie zum Trinken und zur Bereitung der Speisen des genügsamen Griechen. Die kleinen Felder, welche mit dem Tabak bepflanzt werden sollten, wurden eben mit dem Spaten umgegraben.

Im Hof und im gänzlich verwahrlosten Garten des Klosters stehen einige Reste von Statuen, Fragmente von Kapitälern und Säulen aufgestellt. Einige der Säulen sind mit eingehauenen Kreuzen geschmückt und scheinen daher, wenigstens in letzter Zeit, christlichen Kirchen angehört zu haben. Der Morgen war so schön, die Luft so angenehm, daß wir der Touristenpflicht, das Innere der neuen Klosterkirche zu besichtigen, nicht nachkamen.

---



Sewastopol,  
den 9/21. April 1885.

Gestern wurde die Eroberung der Krimm in Simferopol, der Gouvernementsstadt, sehr festlich begangen, auch der Grundstein zu einem Monument der Kaiserin Catharina II., in einem öffentlichen Garten der Stadt, gelegt. Alle Autoritäten des Gouvernements waren zu dieser Ceremonie nach Simferopol gereist. Auch in Baktshisarai, der früheren Hauptstadt, wurde an diesem Tage eine feier abgehalten und wir benutzten diese Gelegenheit um uns das Volksleben dort anzusehen. — Von Sewastopol nach Baktshisarai sind es 40 Werst auf dem Wege über Inferman; es soll von der anderen Seite der nördlichen Bucht einen geraderen Weg dorthin geben, unser Fuhrmann erklärte ihn aber in dieser Jahreszeit für unpässirbar. — Wir fuhren recht zeitig am Morgen aus. Erst führte der Weg durch enge Thäler, gelegentlich über ein mit vollkommen steriler Steppe bedecktes Hochplateau, dann wieder hinunter in ein wüstes und leeres Thal. Hat hier eine Kultur bestanden, so ist jeden-

falls alle Spur davon durch den Krieg vollkommen zerstört. Wir passirten die Brücke über die Tschernaja Retschka und den langen Dammweg durch die Sümpfe an beiden Ufern bei Inferman, wo so viele russische Soldaten beim Rückzug der Truppen ihr Leben eingebüßt haben. Unser Kutscher zeigt uns die Gegend des Malachow-Thurms, wo noch mehr Menschenleben ihr Ende gefunden. Einige Werst weiter kommen wir in das Thal des Belbek, dem der Weg längere Zeit folgt.

Große Obst- und einige Weingärten, der Bewässerung wegen immer in der Flußniederung selbst angelegt, sind hier recht häufig, aber nur wenige sind gepflegt, die meisten ganz verwildert, die Baumreihen lückenhaft und viele Weinberge haben nur noch einzelne Weinstöcke, die hunderte von Schritten auseinander stehen, aufzuweisen. Dann folgte eine lange Strecke ganz ebener oder hügllicher Steppe, ein großes flaches, nur sehr sparsam bebautes Thal und in dieser Ebene eine tiefe Schlucht, in welcher Baktshisarai vollkommen versteckt liegt. Diese Schlucht ist so eng, daß meist nur eine Straße mit zwei Reihen Häuser neben dem Bach Platz hat. Alle Thüren waren geschlossen, alle Häuser hatten weiß-roth-blaue Fahnen ausgehängt. Als wir gegen 11 Uhr in die Stadt hineinfuhren, strömte uns das Volk in gedrängten Haufen entgegen. „Sie gehen gewiß um Etwas zu sehen, was auch wir gerne sehen würden,“ sagte ich meinem Gefährten; er

forschte und fragte lange, endlich kam es heraus, sie gingen zum Wettrennen: „Das müssen wir durchaus sehen,“ rief ich und sprang aus dem Wagen. — „Nur kein Fieber“, erwiderte N., „auf ein Wettrennen hat man immer lange zu warten, bevor es anfängt, also wollen wir erst frühstücken und dann hingehen.“ Ich sah die Richtigkeit dieser Ansicht ein, wir ließen den Wagen halten, packten unser mitgebrachtes Frühstück aus und genossen es, allen vorübergehenden Orientalen zur Schau, auf offener Straße; dann folgten auch wir der noch immer vorüberströmenden Menge, den Abhang der Schlucht hinauf in die sich sanft gegen Norden neigende Steppe. Es sammelten sich hier schließlich wohl gegen 2000 Menschen, fast ausschließlich Tataren, die zum Theil aus entfernten Orten zusammengelassen waren; auch einige große Leiterwagen mit weiß verschleierten Harem-Frauen fuhren auf. — Das Wesen und das Benehmen der Leute ist rein orientalisches: Kaffee in kleinen Tassen, in Fett gebratene Fladen und dergleichen wurde hockend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend, genossen. Die Tataren tragen die faltenreiche orientalische Sackhose. Der Oberkörper ist mit einer eng anschließenden Jacke bekleidet, so daß er im Vergleich zum unteren Theil des Körpers ganz schwächlich aussieht. Auf dem Kopf haben sie meist eine flache runde Mütze aus schwarzem Schafsfell, in deren Mitte aufgenähte Goldtressen einen kleinen Stern

bilden; doch kamen auch rothe constantinopolitanische Fez vor, bei einzelnen von einem weißen oder gar grünen Turban umschlungen. Der weiße Turban soll nur von denen getragen werden, welche die Pilgerfahrt nach Mekka ausgeführt haben, der grüne Turban nur von Nachkommen Muhameds.

— Sehr wenige der Leute hatten Pferde, vielleicht 50 im Ganzen; fast alle Pferde waren klein und viele ganz verhungert, dennoch ritten die Meisten ohne Sattel oder hatten nur das nothdürftigste Rudiment eines Sattels; alles was an einem Sattel verfaulen und abreißen kann, fehlte mehr oder weniger. Nur Einzelne trugen eine ziemliche Menge Lederklappen und große mit roth genähte leinene Schabracken, die das ganze Pferd bedeckten, zur Schau. Alle diese Pferde aber, auch die jämmerlichsten, waren Paßgänger, ihre Gangart war keineswegs gleichartig; die Einen trippelten, die Andern schwankten, starke Renner waren nicht sehr häufig, diejenigen, welche einen bequemen Mittelpaß von 8 bis 10 Werst in der Stunde gehen konnten, fanden sich am besten vertreten. Beim raschen Rennen liegen die Pferde gewöhnlich sehr scharf im Zügel, wie Traber. Zu allen diesen Beobachtungen hatten wir vollauf Zeit; das wahre Wort meines Reisegefährten, daß es bei Wettrennen immer zu warten giebt, ging nur gar zu sehr in Erfüllung, sechs lange Stunden hindurch standen, saßen oder lagen wir hier in der brennenden Sonne. Ich

veranstaltete ein Wettlaufen unter den Knaben, welche ich dazu auf einen freien Platz etwas bei Seite führte; das erregte die Aufmerksamkeit der Zunächststehenden in hohem Grade, sie liefen näher heran, die hinter ihnen stehenden folgten und bald bewegte sich die ganze Volksmasse in dieser Richtung, ohne zu wissen warum, denn das Wettlaufen war längst vorüber. Es war höchst komisch zu beobachten, wie ein Trupp ruhig rauchender und schwatzender Leute nach dem anderen stutzig wurde, sich fragend umsah, dann aufsprang und den Anderen folgte, so gingen sie bald allesammt in derselben Richtung und gingen  $1\frac{1}{2}$  Werst weit fort, immer nur weil die Andern gingen. Endlich um 4 Uhr sammelten sich die Reiter, 8 oder 9 magere Pferde wurden von 10jährigen Knaben ganz ohne Sattel oder Decke geritten, 10 Werst geradeaus auf der Chaussee, wir mußten daher noch eine Stunde warten, bis sie die 10 Werst im Schritt hingeritten und darauf zurückgejagt waren, sahen also eigentlich nur den Schluß des Rennens. Ein hübscher brauner Hengst war der Sieger. Die Pferde, welche von Anfang an auf das Aeußerste angetrieben worden waren, sahen sehr erschöpft aus, die kleinen Tatarenjungen aber gar nicht, so wie sie absprangen, war ihr einziger Gedanke die Sorge um das Pferd, dem sie allerdings nur durch möglichst rasches Gängelnd Ausdruck gaben.

Es war so spät geworden, daß wir gleich auf-

brechen mußten, um nach Sewastopol zurückzukehren, ich konnte dem alten Chanenpalast daher nur einen ganz flüchtigen Besuch abstatten und muß leider sagen, daß ich arg enttäuscht wurde; ich erwartete allerdings, nach dem was ich darüber gehört und gelesen, sehr viel, namentlich viel in architektonischer Beziehung. Die weltberühmte Thränenfontaine bestand aus 5 oder 6 kleinen Trögen, aus denen ein feiner Wasserstrahl von dem einem zum anderen floß. Meine Taubheit macht es mir unmöglich, über das eigenthümliche Geräusch zu urtheilen, welches dieses Wasser, von dem man mir gesagt, daß es wie Thränen in Tropfen falle, macht; für das Auge war hier aber wohl gar kein Genuß zu entdecken. Das kostbarste waren sehr alte, oft ganz zerfetzte, mit Gold und anderer Stickerie bedeckte Seidendecken. Doch will ich hiermit durchaus nicht gesagt haben, daß dieses alte Bauwerk einen Besuch nicht lohne; es ist höchst charakteristisch, nur muß man nicht erwarten, wie ich es that, etwas Alhambraartiges zu finden; die Zimmer sind klein, niedrig, bis auf den Divan an der Wand leer, wie meist in allen orientalischen Häusern. Die vielen venetianischen Laternen und Kronleuchter aus Glas aber zeugen davon, daß man damals über die Verpflichtungen, den Styl eines Bauwerks rein zu erhalten, weniger streng urtheilte, als unsere Architekten und Decorateure, welche berufen sind für regierende Fürsten zu bauen, es heut zu Tage für ganz uner-

läßlich erachten. Erst spät in der Nacht erreichten wir wieder Sewastopol.

Am 9/21. April früh Morgens besuchte ich noch das hübsche Haus des General Grafen Todleben. Das Gebäude erinnert an die Villas im Thiergarten von Berlin; es enthält ein kleines Museum, angefüllt von Allem, was für das Studium des Krimkrieges Interesse bieten kann. Die Wände sind mit Portraits der höheren Offiziere und anderer Personen, welche an demselben Theil genommen, bedeckt. Auf dem Tische liegen Albums, Karten und Pläne; eine kleine Bibliothek enthält die auf diesen Krieg und die Krim überhaupt Bezug habenden Bücher. Jedem der es zu sehen wünscht, steht das Museum alle Tage und den ganzen Tag über offen. Ein alter Soldat mit einer Reihe Orden von einer Schulter bis zur andern ist der Wächter. Ich traf dort zufällig noch einen alten Herrn, dessen Portrait sich auch in dieser Sammlung befand und welcher auf das Liebenswertigste mir alle Auskünfte zu ertheilen bereit war.

Nach dem Frühstück verließen wir Sewastopol und fuhren in zwei Kaleschen nach dem 12 Werst entfernten Balaklaw. Der Weg führt meist durch vollkommen öde Steppe, hie und da sieht man Reste von Schanzen, welche alle Zeugen von mehr oder weniger blutigen Schlachten gewesen sind.

Wir fahren beim französischen Kirchhof an, wo ein alter französischer Soldat in vollkommenster

Einsamkeit lebt und einige Weinstöcke und ein paar Beete Königskronen auf den Gräbern von, wie er sagt, 45000 seiner Landsleute pflegt. Also 45000 ausgesucht kräftige, junge Staatsbürger hat Frankreich allein hier begraben — und was hat es mit diesem Menschenopfer erreicht?

Wir fahren weiter, immer durch öde unbebaute Steppe; hin und wieder erkennt man noch verrostete Conservenbüchsen und Flaschenscherben.

Nicht weit vor Balaklawa steht dicht am Wege ein so großer Haufen zerschlagener Flaschen, daß man ihn fast einen Hügel nennen könnte. „Hier stand eine französische Schenke“, erklärt unser Kutscher. —

Da Balaklawa den englischen Kriegshafen bildete, wird die Ehre, so viel Flaschen geleert und zerschlagen zu haben, wohl eher der englischen Jugend zuzuschreiben sein; jedenfalls ist das Material dieses modernen Kurgans so haltbar, daß er bis in sehr entfernte Zeiten als Denkmal des Kriegerlebens dieser Zeit wird dienen können.

Jedem, der nach Balaklawa zu fahren Gelegenheit haben sollte, empfehle ich sehr den Aufsatz Baers zu lesen: Wo ist der Schauplatz der Irrfahrten des Odysseus zu finden? Der Band seiner Werke, welcher diesen Aufsatz enthält, ist betitelt: Historische Fragen mit Hülfe der Naturwissenschaft beantwortet. St. Petersburg 1873. Mit großer Genauigkeit und sehr scharfen Seitenhieben auf die Philologen, welche

bisher allein diese Fragen entscheiden zu können meinten, weist er nach, daß die Bucht der Kästrygonen keine andere als die Bucht von Balaklawas sei. „Nie stieg“, sagt Homer, „in diesem Hafen eine Welle empor, weder groß noch klein.“

So gewunden und so schmal ist die Einfahrt, während das Fahrwasser tief genug ist, um, wie gesagt, von den englischen Kriegsschiffen, welche diese Bucht als Hafen benutzten, passirt zu werden. Die Felsen, welche die Bucht umgeben, sind sehr hoch, so daß man, auf dem Landwege von Sewastopol kommend, das Meer gar nicht sieht und die Bucht, wie Baer sehr richtig bemerkt, für einen Teich zu halten geneigt ist. Das Dorf Balaklawas ist von griechischen Fischern bewohnt, ihre Häuschen sind nur sehr bescheiden und klein. Vor dem Dorf liegt die Villa des Herrn v. Sk., an den wir von seinem Sohn empfohlen worden waren. Er nahm uns auf das gastfreieste auf, und die Tage, welche wir hier verbrachten, gehören zu den angenehmsten der Reise. Fernsicht giebt es hier allerdings nicht; vollkommen öde, nackte Felsenberge umgeben Balaklawas von allen Seiten wie Mauern, aber die stille Bucht, in welcher ganze Heerden großer und kleiner Delphine vor unsern Fenstern spielen, bietet einen lieblichen Anblick. Wer nur jemals das Mittelmeer befahren, wird auch schon Delphine gesehen haben, in dieser Bucht aber, die von den Fischern als Asyl, in dem kein Delphin geschossen werden darf, anerkannt ist,

kann man auf zwei und drei Schritte vom Ufer große Schaaren stundenlang ungestört beobachten. Ich habe von keiner Erklärung gehört, weshalb der Delphin seine possirlichen Purzelbäume schlägt, doch scheint es mir wahrscheinlich, daß er, wie auch einige Arten von Haifischen, seine Beute fängt, indem er aus großer Tiefe senkrecht in die Höhe steigt; diese Richtung behält er dann wahrscheinlich bei, bis er die Oberfläche erreicht und theilweise oder ganz aus dem Wasser herausfährt, um dann wieder in die Tiefe zu tauchen. Ob das Fliegen der fliegenden Fische nicht auch einen ähnlichen Grund hat? Von kleinen Fischen, Medusen und Wasserthieren aller Art wimmelt es buchstäblich in der Bucht, deren Wasser im Sommer um einige Grade wärmer wird als im offenen Meer, was die Seebäder sehr angenehm macht. Namentlich ist die Luft von Balaklawas aber deshalb zu Seebädern sehr geeignet, weil man hier vor den Stürmen geschützt ist, welche an der übrigen buchtenlosen Südküste der Krim häufig das Baden unmöglich machen.

Sk. führt uns zu Boot hinaus an die Stelle, wo bei stillem und warmem Wetter im Sommer die Badegäste auch im offenen Meer baden. Oben auf dem Felsen stehen hier alte Ruinen, von denen aus unser Bootsmann, wie er uns sagt, als Knabe zusehen hat, wie neun große englische Schiffe in einem Sturm, gerade an der Stelle, wo jetzt die Badegäste baden, vor der Einfahrt in den Hafen zerschmettert

wurden. Die Schiffe hatten auf der Rhede vor Anker gelegen; als der Sturm ihnen zu heftig wurde, suchten sie sich in die Bucht zu flüchten, aber wurden alle von den Wellen, welche an jenem Tage ganz furchtbar gewesen sein sollen, an die Felsen geworfen. Nur ein einziger Mensch konnte gerettet werden, obgleich tausende besorgter Landsleute dem schrecklichen Schauspiel vom Ufer aus zusahen. —

Am Nachmittag führte uns Sk. in seinen Anlagen umher. Der Garten ist gepflegt, wie ich es nur in Frankreich gesehen zu haben mich besinnen kann. Nicht ein Stückchen Mauer, an der ein Spalier gezogen werden könnte, ist unbenutzt, und nicht ein Stückchen Land liegt innerhalb der Mauer, welches nicht mit einem Kirschen-, Aprikosen- oder anderen Obstbaum bepflanzt wäre. Dabei ist alles musterhaft rein und ordentlich, alle Gartenpforten haben Federn, welche sie automatisch schließen, und alle diese Federn sind in gutem Stande. Neben dem hübschen Hauptgebäude liegen zwei Flügel, welche mit dem dahinter befindlichen geräumigen Weinkeller einen ersten Hof umgeben. Im zweiten Hof liegt der Brunnen und stehen die Leutewohnungen, Remisen und Ställe; auch hier herrscht die musterhafteste Ordnung und Reinlichkeit. Der Weinkeller nimmt durchschnittlich alle Jahr 13000 Wedro auf, welche von 75000 Weinstöcken geliefert werden. Der süße hier gezogene Tokayer schmeckte uns ganz besonders. Dieser Wein hat auf der Pariser Weltausstellung.

eine silberne Medaille erhalten, obgleich der Jahrgang, welcher damals eingeschickt worden, weniger gut war als der, den wir jetzt tranken. Ich komme mit recht starkem Vorurtheil nämlich gegen die hiesigen Weine in die Krimm; was man in Petersburg für krimmschen Wein kauft, ist meist sehr kräftig, günstigsten falls allenfalls unverfälscht, aber gut schmecken thut er nicht. Daß dieser Tokayer aus Balaklawa aber jedem Kenner gut schmecken wird, dafür stehe ich, namentlich wenn der Wein Zeit gehabt hat genügend alt zu werden. Die Kellerpreise sind dabei von denen, welche man in Petersburg oder auch in den Gasthäusern der Krimm pro Wedro (etwas mehr als zehn Liter) zahlen muß, sehr verschieden.

Weiße Weine:

Tischwein 1881 . . . . .	3 R.	75 K.
Tischwein, besserer . . . . .	4 " "	30 " "
Tokayer Tischwein . . . . .	5 " "	50 " "
Tokayer, stärker, 1880 . . . . .	7 " "	50 " "
Hochheimer 1880 . . . . .	7 " "	— " "
Johannisberger 1880 . . . . .	7 " "	— " "

Rothe Weine:

Tischwein 1881 . . . . .	3 R.	75 K.
Tischwein, besserer . . . . .	4 " "	25 " "
Tischwein, besserer, 1879 . . . . .	4 " "	50 " "
Bordeaux 1880 . . . . .	6 " "	50 " "

Süße Liqueurweine:

Süßer Tokayer . . . . .	12 R.	— K.
Süßer Isabella . . . . .	11 " "	— " "

Die Zimmer, welche wir zur Nacht bezogen, lagen über dem Weinkeller. Neben diesen erstreckte sich noch eine ganze Reihe von Zimmern; einige derselben waren von Brustleidenden bewohnt, welche den Winter hier verbringen. Im Sommer sind hier recht zahlreiche Badegäste versammelt. St. nimmt sie für 2 R. 15 K. oder 3 R. 50 K. täglich in Pension. Dieser mit einer seltenen Rührigkeit begabte alte Herr findet also auch noch dazu Zeit, sich mit einer ausgedehnten Haushaltung abzugeben, und alles führt er selbst. Während er mit uns Thee trinkt, empfängt er die Zettel mit Berichten seiner Aufseher, lohnt die aus dem Weinberg heimkehrenden Arbeiter, erzählt interessante Thatsachen aus der Geschichte von Balaklawas und zeigt uns die von seiner verstorbenen Frau mit künstlerischem Talent modellirten Figuren eines großen Schachspiels. —

Es ist eine wahre Wohlthat, nach all der Leere in der hiesigen Steppe, nach so viel Abgerissenem und Schmutzigem in den Wirthshäusern und vollends nach all' den Ruinen Sewastopols, in diesem schönen Lande einen Ort zu finden, wo ein Mann durch Ordnung und Fleiß beweist, daß Land und Klima Kultur und Arbeit sehr wohl ertragen und lohnen können.

Am Sonntag den 10/22. April machten wir eine Fahrt zu Boot zum Georgskloster. Einige Porphyrfelsen erheben sich hier am Strande in sehr steilen Formen zu außerordentlicher Höhe. Genauere Ana-

lysen einiger Stücke dieser Felsen finden sich in der kleinen Schrift: Vergleichende petrographische Studien über die massigen Gesteine der Krimm von Alexander Lagorio, Dorpat 1880.

Wer sich die Mühe geben will, 700 Stufen vom Strande bis zum Kloster hinauf zu steigen, hat hier eine herrliche Fernsicht; jedenfalls ist der Blick von unten die steilen Felswände hinauf auch sehr schön. —

Es war etwas windig geworden und wir kamen der Seefrankheit ziemlich nahe, bevor unser Boot die schmale Einfahrt von Balaklawa erreichte. Die Küste ist ausschließlich steil und die Felsen steigen zu bedeutender Höhe empor, so daß ein Fahrzeug nirgend Schutz finden oder landen kann, wenn es von einem Sturme überrascht wird. Die Ruinen auf dem Felsen bei der Einfahrt stammen zum Theil aus genuesischen Zeiten; daher wollen einige Historiker den Namen Balaklawa von *bella clavis* (ital. chiave), schöner Schlüssel, herleiten, was soviel wie Schlüssel zum Schwarzen Meer bedeutet haben soll. Meines Wissens wurde das Wort *clavis* im Lateinischen kaum in diesem Sinne gebraucht; in älteren Zeiten hatten die Römer nur Riegel von der Innenseite an ihren Thüren, in der Mitte dieses Riegels befand sich ein Loch, in welches ein Zapfen gesteckt wurde, um den Riegel zu bewegen, dieser Zapfen hieß *clavis*. Zum Oeffnen der Thür von außen her konnte er aber nicht dienen. In dem Sinne, in welchem das Wort Schlüssel hier gemeint

ist, wurde im Lateinischen das Wort *janua* (die Thüre gebraucht, z. B.: Cic. Muren. 15,33: *quum eam urbem sibi Mithridates Asiae januam fore putasset* (welche Stadt Mithridates für das Thor [den Schlüssel] von Asien hielt). Außerdem kann ich gar nicht einsehen, wie Balaklawas einen Schlüssel zum Schwarzen Meer gebildet haben könnte. Dagegen berichtet eine polnische Chronik aus dem 16. Jahrhundert, daß der tatarische Chan Balaklai, welcher bis Litthauen vorgedrungen war und dort 1320 von Skirmund geschlagen wurde, seine feste, welche seinen Namen trage (Balaklai), am Pontus Eurinus gehabt habe. Mir scheint es daher viel wahrscheinlicher, daß Balaklawas\*) von dem tatarischen Namen Balaklai herrühren könnte.

---

\*) Chronik über Polen, Litthauen, Smud und Rußland von Matthæus Osofiewicz, gedruckt in Königsberg bei Osterberg 1582, Seite 280, Abdruck in Warschau 1846, Seite 247.

Von der Besiegung des Transwolgaschen Czaren durch Skirmund im Jahre 1221.

### Capitel XV.

Balakai, Sultan und Czar der transwolgaschen Tataren, die zu jener Zeit einer der mächtigsten Tatarenstämme waren, gelang es in Folge der Zwistigkeiten, die unter den, dem Moskauer Großfürsten lehnspflichtigen kleinen russischen Fürsten ausgebrochen waren, dieselben seiner Macht unterzuordnen und erstreckte sich hierdurch sein Reich vom Caspischen (von den Russen Chmalenskoje More genannt) bis zum

Noch immer etwas schwindlig von unserer Bootfahrt setzten wir nach dem Frühstück unsere Reise an der Südküste hin in zwei Kaleschen, die wir uns in Sewastopol hatten kommen lassen, fort, denn in Balaklawas ist noch keinerlei Fahrgelegenheit zu haben. Der Weg führt erst durch offene Steppe, die zum Theil beackert ist, dann durch bewaldete Berge, wenn man diesen Embryo eines Waldes so nennen darf; aber es ist doch alles ziemlich dicht mit jungen Weißbuchen, Eichen, weiter oben auch Rothbuchen nebst vielen anderen Baum- und Buscharten bedeckt, die jetzt, im blattlosen Zustande beim Vorbeifahren, schwer zu unterscheiden sind. Nach mehrstündiger Fahrt senkt sich der Weg in ein breites Thal hinab; hundertjährige Birnen- und Apfelbäume, theils in Alleen gepflanzt aber jetzt oft von Waldbäumen umgeben und selbst ganz bemoost, sagen, daß hier früher hohe Cultur bestanden habe. Wir sind im berühmten Thale Baidar und nähern uns bald dem Dorf gleichen Namens, um welches her noch viele kleine Landstücke, mit Strauchzäunen umflochten und von Obstbäumen umpflanzt, die Reste der alten

---

Schwarzen Meer und zwar bis an die Stelle, wo der Dnjepr in den Pontus Eurinus fällt. Er erbaute ein festes Schloß, dem er seinen Namen gab und das heute noch Balaklawas heißt. — Wer diese wilden Flächen dort unten besucht hat, wird auch wohl diese Orte kennen, da dort außerdem noch andere feste Burgen sind, wie: Balaklawas, Tschaptchaklawas, Oslam u. s. w.

Cultur dieser Gegend andeuten. Jetzt sieht der kleine Ort sehr ärmlich aus; die früheren Einwohner, zum Theil sehr wohlhabende Tataren, sind auf türkisches Gebiet nach Kleinasien ausgewandert. Als Hauptursache hiervon hört man öfter die administrativen Maßregeln bezeichnen, welche junge und eifrige Beamte, die Nationalökonomie studirt haben, mit ihren meist militärischen Chefs in der besten Absicht, den Leuten zu höherer Civilisation zu verhelfen, erlassen und durchgeführt. Da außerdem diese Beamten häufig wechseln und mit ihnen auch das Wirthschaftssystem zu wechseln pflegt, kam es so weit, daß die Tataren, namentlich die wohlhabenden, das Land verließen. Ich besinne mich, Artikel in diesem Sinne, wenn ich nicht irre, im Journal de St. Petersburg gelesen zu haben. Wie weit diese Beschuldigung begründet ist, vermag ich bei einer so flüchtigen Reise nicht zu beurtheilen; von vielen Touristen und Badegästen hört man sie jetzt hier oft wiederholen. Nach meiner Ansicht braucht es damit auch gar nicht sehr arg gewesen zu sein, eine wohlhabende aber uncivilisirte Bevölkerung wie die der früheren krimmischen Tataren, wird sich immer schwer in das neue Regime finden, aber mehr Ruhe und weniger Eifer, alles nach seinen eigenen Gewohnheiten und einer für das ganze Reich gleichen Ordnung umzuformen, kam den armen Leuten ihr Loos, hier wie im Kaukasus, gewiß sehr erleichtern; der gute Zweck, das Land rasch der Civi-

lisation zuzuführen, wird jedenfalls ganz verfehlt, wenn es so weit kommt, wie es hier gekommen ist, daß die Einwohner auswandern und die gepflegten Gärten sich wieder in Wildniß verwandeln. Ist die Auswanderung einmal in Mode gekommen und mischt sich noch religiöser Fanatismus hinein, dann ist es sehr schwer sie wieder aufzuhalten; der Umstand z. B., daß die kleinen Moscheen oder auch nur einfachen Häuser, welche als Bethäuser dienen, hier alle ganz verfallen sind, wird die frommen Mekka-Pilger, und es giebt ihrer hier recht viele, welche den weißen Turban tragen, leicht auf den Gedanken bringen, den wir im 27. Psalm, Vers 4, so schön ausgesprochen finden: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen.“ Daher halte ich es für eine sehr weise und praktische Maßregel, wenn z. B. der Fürst Woronzow nicht weit von seinem Schloß in Alupka für die Bewohner des Dorfes eine Moschee errichtet hat.

Wir beschlossen trotz des elenden von einem Russen gehaltenen Wirthshauses in Baidair zu übernachten. Die Milch war sauer, die Theemaschine gab Dunst und enthielt schmutziges Wasser, die Betten waren so unsauber, daß wir in unsere Mäntel gehüllt schliefen, die Rechnung aber betrug 9 Rubel 95 Kopfen. —

Bald nach Sonnenaufgang brachen wir am fol-

genden Morgen auf. Die Chaussee hebt sich wieder aus dem Baidarthal hinauf bis zum Kamm der Jaila; zwischen zwei hohen Felsen fährt man durch ein mächtiges Thor, welches zur Zeit der Kaiserin Katharina II. hier errichtet worden, und steht am jähem Absturz des unvergleichlich schönen Südufers der Krimm, vor Einem das Meer, zur Rechten und Linken steile Felsenwände, die fast überall ohne Absatz vom Hochplateau bis zum Meeresufer reichen, hier gegen 4000 Fuß hoch, ab und zu durch zackige Porphyrfelsen, die aus Haufen großer zertrümmerter Felsblöcke hervorstarren, malerisch unterbrochen. Wo nur irgend feinerer Schutt am Abhang liegt oder ein Spalt im Felsen einer Wurzel Halt verleiht, ist alles mit dem üppigsten Baumwuchs bedeckt. Dieser Blick ist ungleich großartiger als all' die gewiß sehr schönen Stellen der Riviera bei Cannes und Nizza.

— Das Meer war ruhig, von sehr dunklem Blau, einzelne Haufenwolken standen am Himmel und ihr Schatten ließ das Wasser vollkommen marmorirt fleckig erscheinen, ein Effect, den man nur aus sehr großer Höhe herab wahrzunehmen vermag. Wir verweilten hier eine gute halbe Stunde und setzten erst dann die Fahrt auf der sehr künstlich an den steilen Abhängen entlang hinuntergeführten Straße nach Alupka hin fort. Zwischen ungeheueren von der Felswand herabgestürzten Felsblöcken, einmal auch durch einen Tunnel hindurch, steigt der Weg in sehr bequemer Senkung hinab, während die schön-

sten Aussichten die Küste entlang, zum Meer hinunter und die hohen Felswände hinauf, Einen allenthalben umgeben.

Der Kalkfels ist namentlich oben außerordentlich hart, zeigt in den steilen Partien keine Schichtenbildung und seine äußeren Formen erinnern fast an Granitfelsen; unter ihm liegt ein thoniger Schiefer, meist dunkel-graubraun bis schwarz gefärbt und feinschiefrig geschichtet. Diese Schichten sind oft unendlich gefaltet und verworfen, mitunter sogar concentrisch zusammengebogen, wulst- oder fast kugelförmig. Hier und da, meist immer am Gestade, bricht eruptives Gestein hervor.

So weit ich mir ein Bild von der geologischen Formation der Krimm zu bilden vermochte, gehören die obersten Schichten des nach N. hin sanft geneigten Plateaus der sogenannten sarmatischen Formation an, dann folgen, noch zur Tertiär-formation gehörend, in langen von Sewastopol nach Simferopol im Innern des Landes parallel der Südküste verlaufenden Stufen: weißer Mergel und Nummulitenkalk. Darauf immer noch aus der Gegend von Sewastopol nach Simferopol hin verlaufend, die Kreideformation, welche man in drei Stufen theilt: die obere Stufe ist weiße Kreide, die mittlere Stufe grünlicher Sandstein und die untere Stufe: Neokom. Unter diesem lagert bis an's Meer ein ausgedehntes Gebiet, das zur Juraformation gehört und aus versteinungsarmem, meist schiefrigem Thon besteht, wel-

chem wiederum als Corallenriff in der Jaila, dem Tschatyrdag und der Babugan-Jaila, der eigentliche Jurakalk aufgelagert ist. Zwischen diesem und dem Thon findet sich vielfach, aber nicht überall, noch eine Conglomeratschicht, meist aus quarzigem Grand bestehend, zwischengelagert. Ferner wird die unterste Schicht der Juraformation, das heißt der Thon, an vielen Punkten, namentlich an der Meeresküste, seltener im Innern des Landes, zum Beispiel in einem ausgedehnteren Stück südlich von Simferopol, von eruptivem Gestein durchbrochen, welches verhältnißmäßig kleine aber oft sehr schroffe Felsenkegel bildet. Es gehört zur Gruppe der Melaphyre, Diabase und Orthoklas-Porphyre.

Gegen 11 Uhr erreichten wir Alupka; das Hotel bietet wenig Comfort, die Zimmer, die den ganzen Winter über unbewohnt gewesen, sind feucht und kalt, geheizt können sie überhaupt nicht werden, gewaschen und aufgeräumt sind sie seit dem vorigen Herbst auch noch nicht worden; bis solches geschieht, müssen wir auf dem Balkon warten, dabei regnet es, so daß unsere Ankunft an diesem vielgepriesenen Ort nicht gerade unter sehr günstigen Umständen geschah. Ich fühlte mich seit unserer Botsfahrt aus Balaklawa zum Georgskloster noch immer unwohl und jetzt so matt, daß ich mich entschloß, einen Tag über das Zimmer zu hüten. N. ging im Gummimantel umher, kam von Zeit zu Zeit ganz begeistert von der Schönheit der Anlagen und der Ausichten

im Hotel an, gab mir aus seinem Vorrath Opiumtropfen ein und ging dann wieder mit dem Regenschirm in den Park. Erst am folgenden Morgen ging ich zum Schloß, welches vom Fürsten Woronzow durch einen schottischen Architekten gebaut worden und ein wahres architectonisches Kunstwerk ist. Es hat nur in wenigen Theilen zwei Stockwerke, aber umgiebt drei Höfe und bildet mit Allem, was sonst als Nebengebäude den Effect des Hauptgebäudes immer verdirbt, ein geschlossenes Ganze. Zwischen zwei runden Thürmen von verschiedener Größe liegen, unsymmetrisch gegen einander gefehrt, zwei Einfahrten; die eine führt zu dem sehr geräumigen Wirthschaftshof mit Ställen, Remisen &c. Alles ist aus gehauenen Stein gebaut und zeigt deutlich seinen Zweck. Der Fremde, welcher zum ersten Mal diesen Hof betritt, erkennt sofort die Thüre der Kutscherstube, neben dem Stall die Holzscheune, den Heuboden, jedes hat seinen specifischen Charakter und nichts ist versteckt oder durch falsche Fenster und dergleichen zu dieser langweiligen Einförmigkeit gebracht, die man mit dem architectonischen Scheltwort Kaserne bezeichnet, welche Tendenz aber leider, namentlich bei Bauten in der Stadt, von den jetzigen Architekten als nothwendig erachtet wird; alle Fenster müssen gleich weit von einander entfernt, gleich hoch und gleich breit sein; um es dann zu schmücken, denn das Skelett sieht auch für des Erbauers Auge häßlich aus, werden die unglaublichsten Ornamente erfunden

und angeflebt; selbst wenn diese hübsch ausfallen, sind sie gewöhnlich so symmetrisch wiederholt, daß sie wie jedes Tapetenmuster, wenn es hundert Mal wiederkehrt, langweilig werden. Hier aber in diesem Hof giebt es Abwechslung vollauf, die Zweckmäßigkeit des Einzelnen verfehlt auch nicht den günstigen Eindruck noch zu heben. —

Die andere Einfahrt führt zunächst in einen sehr langen gewundenen Hof, der kaum breiter als der Weg ist und von Mauern und Gebäuden sehr verschiedener Größe unregelmäßig begrenzt wird. Fast alle Mauern sind hier von altem Ephen dicht bedeckt, aus dem heraus bald eine gothische Thüre, bald ein Fenster die Eingänge in Speicher oder Beamtenwohnungen erkennen läßt. Der verschiedene Effekt der beiden Blicke durch diese zwei Thore ist von selten günstiger Wirkung. Die Unregelmäßigkeit der Aufstellung und die sehr sachgemäß durchgeführte wechselnde Bearbeitung des Steins, der Maurerarbeit und Architektur — ganz roh in der Gartenmauer, sauberer am Stall, noch gepflegter um die Thüren und Fenster der Leutezimmer und endlich von vollkommenster Technik und Architektur beim Herrenhause, welches mit der Nordfaçade in dem dritten Hof liegt, den man erst nach Durchschreitung eines zweiten Durchfahrtthors erreicht — sind so correct durchgeführt, daß man fast glaubt vor einem alten Schloß Schottlands zu stehen, das allmählich im Laufe der Jahrhunderte entstanden und in jedem

seiner Theile den Typus der Zeit in Architektur und Bautechnik bewahrt hat.

Was mich bei Betrachtung dieser Seite etwas unangenehm berührte, war, daß auf diesem sehr charakteristisch schottischen Bauwerk hier und da orientalische Zwiebelkuppeln, z. B. als Aufsätze auf die Schornsteine oder gar kleine Thürmchen ganz orientalischen Stils angebracht waren, welche das gewohnte Durcheinander der schottischen Dächer unangenehm durchsetzten. Als ich aber die Haupt-  
 façade der Südseite gesehen, mußte ich gestehen, daß der Architekt doch wohl mit großem Geschick aus dem englischen in den orientalischen Baustyl überzugehen verstanden und dadurch einen Effekt von besonders günstiger Wirkung zu Wege gebracht hatte. Im höchsten Theil des Mittelbaues befindet sich eine halbe Kuppel nach vorn hin offen, als tiefe Nische, man sieht gewissermaßen in's Innere des Hauses hinein; während die Außenwand aus gehauenen Stein, einem graugrünen Diabas, gebaut und recht schlicht gehalten ist, ist das Innere dieser Kuppel schneeweiß und auf das Reichste in orientalischem Styl decorirt, wozu die Zinken auf dem Dach und einige andere Spitzen einen hier sehr angenehm wirkenden Uebergang bilden. Da der Bau sehr niedrig, meist nur einstöckig und der zweite Stock vielfach flach ist, macht das Ganze, bei seiner ohnehin nicht geringen Ausdehnung, den Effekt eines noch viel größeren Bauwerks als es thatsächlich ist. Die

Photographien geben diesen Effekt ganz und gar nicht wieder, ein Grundriß wäre eher im Stande einen Begriff von diesem Bau zu geben. Auch der Haupteffekt der schneeweißen halben Kuppel in der graugrünen Façade geht ohne Farben in der Photographie verloren. Schließlich liegt das Gebäude an einem recht steilen Abhang, von dichtem Laubwerk allerseits so vollständig umgeben, daß man von keinem Punkt aus einen Ueberblick über das Ganze erhalten kann. Wenn man umhergeht und der Reihe nach die vielen verschiedenen Blicke auf das Schloß hier aufsucht, ist man durch die Mannigfaltigkeit der Effekte immer angenehm überrascht, der Photograph aber findet nirgends Raum genug für das Auge seines Kastens.

Ganz herrlich muß hier die Rosenpracht sein, Kletterrosen zc. bilden einen wesentlichen Theil der Ornamente des Gartens in der unmittelbaren Nähe des Hauses. Auch liegt hier eine große Terrasse zwischen dem Hauptbau und einem Flügel, der auf einem niedriger liegenden Absatz des Abhanges steht. Im Schatten des Weinlaubes, welches die ganze Terrasse überdacht, sind kleine Blumenbeete angelegt; der Effekt muß im Hochsommer bei heißem Wetter und voller Beleuchtung, wenn die Seebrise vom unmittelbar darunter liegenden Meer her, diese lustigen Hallen zum kühlen Fleck in der warmen Umgebung macht, in selten vollkommener Weise den Eindruck machen: „Hier ist gut sein“. Denn es ist nicht so-

wohl das Verlangen nach der seinem Körper zuträglichsten Mitteltemperatur dem Menschen eigenthümlich, als der Wunsch nach dem warmen Winkel bei kaltem Wetter und dem kühlen Fleck im warmen Lande. Die Contraste und Gegensätze sind es, welche den höchsten Reiz des Lebens bedingen und welche der Mensch in der Natur nicht nur sucht, sondern für sich auch zu schaffen bemüht ist. — Was ferner die Terrassen auf denen der Garten und Park liegen in hohem Grade ziert, ist das allerorts überreichlich fließende Wasser, von der endlosen Zahl Fontänen sind jetzt freilich die meisten in Unordnung; aber schäumende Bäche die über felsblöcke oder in gemauerten Rinnen die steilen Hänge hinabstürzen; hin und wieder kleine Teiche und dann wieder Cascaden bildend, bald in Dickichten, an Grotten vorüber, dann wieder über sonnige Wiesen eilen, schaffen zahllose Plätze, die man alle, wenn man sie neu entdeckt, seinen Lieblingsplatz nennen möchte und die alle, sei es durch den Contrast des kühlenden Elements und der warmen Sonne, sei es durch den eigenthümlichen anziehenden Reiz, welchen fließendes Wasser fast immer für unser Auge hat, zum Weilen einladen. Auch das Gemurmel muß an vielen Orten des Gartens höchst anmuthig klingen. Ich folgte dem Lauf der Bäche und kam an's Meer, wo zwischen riesigen Blöcken sich langsam und majestätisch die großen Wellen einer ruhigen Brandung stauten, verzogen und wiederkehrten, andere Saiten des Gemüthes,

welche tiefer tönen berührend, während mein Auge, nach all den schönen Blicken in seiner Nähe, ausruhen konnte auf der freien ferne des offenen Meeres.

Die Anlagen sind so ausgedehnt, daß ich mir einen kleinen Paßgänger miethete und sie zu Pferde umritt um die aufgefundenen schönen Gegenden darauf wieder zu Fuß genauer zu durchwandern, da man nicht auf allen Parkwegen reiten kann. Nur kleine Theile des Gartens sind reservirt, die Wege aber so geführt, daß man sie leicht umgehen und doch Alles sehen kann. Wir hatten die Absicht mehrere Tage hier zu bleiben, die Feuchtigkeit und Kälte in den Hotelzimmern war aber so empfindlich, daß wir beschlossen jetzt nach Jalta zu fahren. N. hofft später noch auf einige Wochen hierher zurückkehren zu können und hat schon in einem Tatarenhause zu diesem Zwecke zwei Zimmer besehen, welche als einziges Möbel einen langen, niedrigen Divan enthalten, der rund um das Zimmer die ganze Wand entlang läuft.

Der Weg von Alupka nach Jalta, eine sehr gute Chaussee, ist reich an den schönsten Ausichten und führt an zahlreichen Villen und Schlössern, welche wohlhabende russische Familien hier erbaut haben, vorüber. In den prachtvollen Anlagen von Orianda, der Besizung des Großfürsten Constantin, machten wir einen langen Spaziergang. Das schöne Schloß ist leider im vorigen Jahr abgebrannt. Es war von dem Kaiser Nicolai gebaut, ein Hof im pom-

pejanischen Styl muß in diesem schönen Klima, welches man namentlich aufsucht um sich im Freien aufhalten zu können, hier sehr am Ort gewesen sein. Der ursprüngliche Plan dieses Schlosses war vom Berliner Architekten Schinkel entworfen. Die Kosten des Baues hatte er auf eine Million Rubel veranschlagt. Der Kaiser fand solches zu hoch und ließ den Bau, nur einige der Ideen beibehaltend, durch den Petersburger Architekten Professor Stackenschneider bedeutend verkleinert und vereinfacht ausführen.

— Bald darauf passirten wir auch Livadia, die in den letzten Jahren seines Lebens von Kaiser Alexander II. bewohnte Sommerresidenz; es ist jetzt nicht gestattet sie zu besuchen. So viel man beim Vorbeifahren sehen kann, scheinen die Anlagen in bester Ordnung erhalten zu werden, was man leider von den wenigsten der anderen Villen sagen kann, auf deren Anlagen man oft Hunderttausende verwandt hat, um sie dann unbenutzt liegen und nach und nach verfallen zu lassen zum großen Leidwesen der Touristen, welche denn auch nicht ermangeln darüber zu schelten. Billigen will ich weder die Leichtfertigkeit mit welcher viele der Anlagen unternommen wurden, noch die Art wie sie meist jetzt gehalten sind, aber anerkennen muß ich doch, daß die Versuchung sehr groß ist hier in diesem schönen Lande Anlagen zu unternehmen. Daß solche Lustschlösser fast niemals von der zweiten Generation benutzt werden, ist nur ein Beweis dafür, daß hier kein produktives

Land des erwerblichen Fleißes, sondern bloß ein Lustgarten ist, in welchem derjenige, welcher genußreich leben will, sich mit Recht niederläßt. Das dauert aber erfahrungsgemäß selten länger als ein halbes Menschenleben, oft noch viel kürzer. Damit will ich nicht gesagt haben, daß hier nicht auch durch Ackerbau sowie Garten- und Weinbau viel geleistet werden könnte, aber um auf diesem mühsamen und langsamen Wege etwas zu verdienen, bedarf es anderer Leute als der großen Mehrzahl der für die Krimmschwärmenden, meist aus weit nördlicheren Breiten angereisten Herrschaften, welche, auch wenn sie jährlich wiederkehren, doch nur einige Wochen hier verbringen. —

Zeitig am Nachmittag erreichten wir Jalta. Es ist das Cannes des krimmschen Südufers; die Bucht bildet nur eine schwache Krümmung und bietet Schiffen daher wenig Schutz. Der Strand ist von einem gemauerten Wall eingefast, auf welchem ein Trottoir einen angenehmen Spazierweg bildet; parallel demselben erstreckt sich die Chaussee, welche von Spazierensfahrenden vielfach benutzt wird und sich noch viel weiter als das Trottoir am Strande entlang zieht, von der anderen Seite durch hübsche Gärten mit Villen begrenzt. Sehr hübsche Miethwagen stehen in einer langen Reihe vor dem Garten des großen Hotels Rossija, zu dem wir hinauffahren.

Jalta ist schon lange als Badeort bekannt, aber erst in den letzten Jahren, seitdem die kaiserliche

Familie öfter im benachbarten Livadia weilte, stark in Mode gekommen und dem entsprechend aufgeblüht.

Unser Hotel ist ein recht stattliches großes Gebäude; es umschließt zwei Höfe, um welche Gallerien führen, von denen man unmittelbar in die Zimmer gelangt. Auf der anderen Seite der Wohnzimmer liegen große überdachte Balkons, welche die Sonne abhalten und bei günstiger Tageszeit einen sehr angenehmen Aufenthaltsort bilden. Meine Hotelrechnung für einen Tag beträgt: Das Zimmer 3 Rub., Licht 30 Kop., Heizung 25 Kop., Bettwäsche 50 Kop., Selterswasser 15 Kop., 1 Glas Kaffee 30 Kop., dazu 1 Glas Milch 10 Kop., dazu Brot 15 Kop. und Butter 15 Kop., 1 Portion kalten Braten 80 Kop., 1 Portion Austern (24 Stück) 70 Kop., 1 Flasche frimmschen Wein 90 Kop., 1 Mittag Table d'hote 1 Rub. 25 Kop.

---



Jalta,  
den 17/29. April 1883.

Ich habe mehrere Excursionen von hier aus gemacht. E. Favre (Etude stratigraphique de la partie Sud-ouest de la Crimée. Genève, Bâle, Lyon, H. Georg 1877) giebt ein genaues Profil der hiesigen Berge und sagt unter Anderem, daß auf der anderen Seite der Jaila eine an Versteinerungen sehr reiche Schichte zu Tage liegen soll. Mein erster Ritt galt diesem Ort. Favre sagt: En suivant le chemin qui passe le Yamen-Tach . . . . Als mein tatarischer Führer vor mir her längere Zeit in einem Fluß, dessen Wasser unseren Pferden bis an den Bauch reichte, ritt, kam es mir schon merkwürdig vor, daß ein Westeuropäer den Ausdruck chemin für diesen hier allerdings zur Communication benutzten Ort gebraucht habe, dann fletterten unsere Pferde mit großer Mühe einen Bergpfad hinauf, durch einen Kiefernwald (*Pinus taurica*) bis an einen steilen Hang auf dem noch Schnee lag. Hier erklärte der Führer könne man nicht mehr weiter. Ich verstand nicht viel von

Dem was er sagte und versuchte ihn Anfangs zu zwingen mich auf dem chemin qui passe le Yamen-Tach weiter zu führen. Ein Mann der mit einem Korbe auf dem Rücken von oben herunter kam und vom Führer gefragt wurde, ob man zu Pferde weiter könne, gab aber ein so entschiedenes „Nein“ zur Antwort, daß ich es aufgab. Da es nur noch drei Werst bis hinauf waren, dachte ich einen Augenblick daran zu Fuß weiter zu gehen; weil dicker Nebel aber Alles verhüllte und im Walde Holz gefällt worden war, wodurch eine Menge Fußstege in allen Richtungen eingetrampelt waren, die alle größer erschienen, als der Pfad dem ich folgen mußte, es auch schon spät geworden war, so mußte ich auch das aufgeben und ritt wieder nach Hause, mich mit den schönen Ausichten begnügend, oben auf Felsen die über mir in Wolken tauchten, weiter unten dichtbewaldete Schluchten, dann mit Büschen und Rasen bedeckte Weidelandstrecken, Tatarendörfer mit reichbepflanzten Gärten und endlich die Villen mit ihren Anlagen vor dem heute sehr tiefblauen Meer. Die Wälder werden hier von der Kiefer *Pinus taurica* gebildet, sie hält etwa die Mitte zwischen unserer *Pinus silvestris* und der italienischen Pinie *Pinus Pinea* (le pin parapluie); letzterer Name rührt daher, daß die Krone im höheren Alter sehr flach wird und die oberen Äste sich dem entsprechend besonders stark entwickeln. Ich habe seit Jahren auf die Eigenthümlichkeit der Kronenbildung geachtet und bin zur An-

sicht gelangt, daß es wahrscheinlich die Sonnengluth ist, welche namentlich auf die Abplattung der Baumkronen wirkt; gelegentlich kann der Wind eine ähnliche Wirkung haben; sie wird noch sehr erhöht wenn er Salzwasser-Spreu vom Meere aus mitführt. Die Bäume in der Nähe stürmischer Küsten sehen aus als seien sie auf der Wetterseite wie eine Hecke beschnitten worden. Die Sonnengluth aber veranlaßt die flache, nach oben hin abgeplattete Krone, wie sie am ausgeprägtesten in der italienischen Pinie und Libanon-Ceder (*Cedrus Libani* Loud) zur Entwickelung kommt. Auch bei unserer Kiefer (*Pinus silvestris*) entwickeln sich die flachen Kronen und sogar flache Äste in höherem Alter, namentlich wenn sie frei auf offenem Felde steht, recht deutlich; die Kuppel ist dann dachförmig nach Süden abgescrägt, die stärksten Äste der Krone weisen oben nach Norden. So unfehlbar tritt solches ein, daß man sich in Bezug auf die Himmelsrichtung danach orientiren kann. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß das Verkrüppeln der Lärche, wenn sie aus ihrer kühleren Heimath zu uns verpflanzt wird, ich meine das sich zur Seite neigen des Gipfels, welches allen Parkgärtnern so bekannt ist, aber gewöhnlich dem Verbiegen durch aufgelagerten Schnee zugeschrieben wird, nicht durch Schnee, sondern durch die Sonnengluth veranlaßt werde. Die beiden Exemplare der Lärchen *Larix Daurica* (aus Sibirien) im botanischen Garten in Dorpat zeigen diese Erscheinung in hohem Grade. Ob nicht

auch die verkrüppelten Fichten (*Gränen*, *Abies excelsa*, *Pinus Abies* L.) auf unseren Torfmooren, neben karger Nahrung, von der auf dem Moor, in den wasserreicheren unteren Luftschichten stärker wirkenden Sonnenhitze zu der höchst merkwürdigen Krüppelform gezwungen werden, bei welcher die oft nur fünf oder sechs Fuß hohen Bäumchen ihre undurchdringlich dichten Kronen und Äste bis zur Erde hinabneigen. Auch die Kiefer *Pinus silvestris* erhält auf dem Torfmoor schon in ganz geringer Höhe eine flache Krone. Diese Bäume sind in der äußeren Form von ihren schlanken Brüdern im Hochwald so grundverschieden, daß man sie für andere Varietäten zu halten geneigt wäre. Während bei uns diese Wirkung nur unter besonderen Umständen zur Geltung kommt, wenn der Baum im höheren Alter oder durch armen Boden in der Triebkraft nach oben hin geschwächt, scheint die südländische Sonne so beharrlich auf die Bildung der dichten, dachförmigen Krone hingewirkt zu haben, daß sich besondere Baumarten entwickelt haben, welche diesen Charakter in sehr hohem Grade besitzen; doch erhöht derselbe Umstand „exponirter Standort“ und verfrüht karge Ernährung dort wie hier die Bildung der kugelförmigen oder flachen Krone und bewirkt sie bei Arten, welche diese Formen sonst nur selten erlangen.

Die Gesteinschichten, wie sie hier von unten nach oben auf einander liegen, sind folgende: Die Thal-

sohle und den Strand bilden Lehmmassen, welche dort, wo sie frisch durchschnitten sind, eine schiefrige Struktur mit unendlich gefalteten Schichten zeigen, die aber sehr leicht zerfallen und vom Wasser hinabgespült, unten die jüngsten Ablagerungen bilden. Dann kommt Sandstein, welcher weiter oben mit compactem Mergel abwechselt und bis zum Fuß des eigentlichen Abhangs der Jaila reicht, hier folgen aufeinander, die Schichtenköpfe nach Süden am Abhang zeigend und sanft nach Norden hin einfallend, verschiedene Kalkstein-Schichten, Favre zählt ihrer fünf, und auf dem Kamm und beginnenden nördlichen Abhang noch zwei Schichten, zuerst weißlicher Korallenkalk sehr reich an Versteinerungen, welchen mein Ritt eigentlich gelten sollte und dann am Fuß des Nordabhangs wieder Sandstein und Grandconglomerate. Weil ich nicht Zeit gehabt diese Schichten alle zu untersuchen, verweise ich für alles Nähere hierüber auf das schon früher citirte vortreffliche Werk von Favre. *Etudes stratigraphique de la partie Sud-Ouest de la Crimée*, p. 17.

Mein nächster Ausflug zu Pferde führte zum Wasserfall Utschan-Su (fliegendes Wasser). Es ist ein Staubbach im Großen und wirklich ein schönes und großartiges Schauspiel, namentlich jetzt im Frühjahr, wo der Schnee auf der Jaila stark schmilzt und der Bach reich an Wasser ist. Man nähert sich dem Wasserfall durch einen schönen Rothbuchenwald, das Wasser stürzt von dem Hochplateau der Jaila

herab, fliegt zu Staub auseinander, indem die Wassermasse sich erst in dicke Strahlen und diese in unregelmäßige Wasserkugeln theilen, welche nach dem Gesetz der Schwere mit zunehmender Geschwindigkeit fallen. Durch die Reibung beim Fall in der Luft theilt sich immer mehr und mehr feiner Staub ab, welche der vorausfliegenden Kugel wie ein Kometen- oder Raketenschweif folgt, bis sich diese ganz zu Staub aufgelöst hat und unten als feinstes Sprühregen ankommt. Auf einem Felsenabsatz sammelt sich das Wasser wieder in einer kesselförmigen Vertiefung und fällt dann als ein zweiter Wasserfall, wieder fast ganz zu Staub zerstiebend, bis auf den Grund der Schlucht. Das Wasser reißt in seinem Fall bedeutende Luftmassen mit sich, welche senkrecht hinunterfahren und unten angelangt, wagrecht nach allen Seiten als ein erstaunlich heftiger Wind auseinanderfahren, der den feinen Wasserstaub mitführt und denjenigen, welcher sich dieser Stelle nähert, ganz durchnäßt. Die Sonnenstrahlen bilden Regenbogen in den feinen Tropfen, namentlich aber fesselt das fliegende Wasser immer und immer wieder das Auge, welches dem einzelnen Wasserstrahl folgt bis er sich auflöst und die rasende Geschwindigkeit seines Falls in das langsame Schweben des feinen Dunstes übergeht. Die Höhe beider übereinander liegender Fälle beträgt zusammen 350 Fuß. Über eine halbe Stunde blieb ich hier und setzte dann meinen Weg auf den Kamm der Jaila hin fort. Man nennt diesen Weg

den Weg der Kaiserin; es ist eine recht gute Chaussee, welche bei ganz gelinder Steigung, in endlosen Serpentinien sich windend, bis auf den Kamm der Jaila führt, 4000 Fuß hoch.

Wo das Terrain es irgend gestattete, kürzten wir den Weg ab, indem wir von einer Serpentine zur anderen kletterten. Man befindet sich erst in einem Kiefernwalde (immer die *Pinus taurica*); die Stämme, von mehreren Fuß Durchmesser, steigen ganz astlos wie Säulen, zu bedeutender Höhe empor, um dann erst ihre mächtigen verschlungenen Äste auszubreiten, welche die großen, flachen Kronen bilden.

Weiter oben geht der Wald in einen ziemlich reinen Bestand von Rothbuchen über, welche aber weniger schön und gerade sind, als man es im westlichen Europa zu sehen gewohnt ist. — Hier schon lag häufig noch Schnee auf dem Wege. Einzelne Theile der Chaussee, wo sie an steilen Hängen angeschüttet ist, waren in diesem Winter hinabgerutscht, so daß die Passage nicht immer ganz gefahrlos und leicht war; auch lagen an vielen Orten Steinblöcke, die von den oberen Felsen auf den Weg herabgestürzt waren. Die Ausichten welche man während der ganzen Zeit genießt, sind aber herrlich. Auf dem ganzen Ritt hatte mich das schönste, heiterste Wetter begleitet, gerade als ich oben anlangte aber, zog eine große Wolke heran, die Alles in dicken Nebel hüllte, der Wind war kalt und obgleich

mich nicht fror, gab ich doch bald den inständigen Bitten meines Führers nach, welcher meinte, er werde sterben, wenn wir nur einige Minuten länger in diesem Winde stehen blieben. Hinab ging ich oft große Strecken zu Fuß um Steine zu sammeln. Sehr hübsche weiße Aurikeln blühten in großer Zahl, weiter unten wurde die weiße Aurikel selten und trat eine blaue an ihre Stelle, welche, mit Ausnahme der Farbe, sonst der weißen vollkommen gleicht.

Ist das Auftreten der weißen Farbe in der Nachbarschaft des Schnees, bei so Vielem, was sonst andere Farbe hat, nicht höchst merkwürdig? in diesem Fall kann es doch bestimmt keine Schutzfarbe sein, denn das weiße Blümchen ist auf dem dunkelen Waldboden ebenso sichtbar, wie das hellblaue im unteren Theil desselben Waldes.

Recht müde vom langen Bergabreiten langte ich erst mit einbrechender Dunkelheit in Jalta an. Wir machten am Abend unsere Aufwartung beim Stadthaupt von Jalta, Baron W., welcher uns auf das liebenswürdigste empfing und einlud zum Thee bei ihm zu bleiben.

Am 17/29. April verläßt mein Reisegefährte N. Jalta, um mit dem Dampfschiff nach Sewastopol und von dort per Bahn nach Baktschissarai zu fahren. Eine halbe Stunde nach ihm fahre ich im Wagen nach Alushta beim Tschatyrdag und folge ihm einen

Tag später zu Pferde nach Bakttschissarai, gerade durch die Berge der Jaila, welche jetzt, wie der Pferdemiether behauptet, wohl schon passirbar sein werden, obgleich in den Pässen noch nicht aller Schnee abgeschmolzen ist.

---



Mushta,  
den 17/29. April 1883.

Der Weg aus Jalta hierher hat viele sehr schöne Punkte; zur Linken hat man die hohen Felsenabhänge der Jaila, mitunter durch tief einschneidende Schluchten unterbrochen, zur Rechten das Meer. Den Strand entlang liegen viele Villen in fruchtbaren Thälern, Tatarendörfer mit Gärten, auch große Weinberge sieht man häufig; die bedeutendsten sind die vom Fürsten Woronzow angelegten, die Kronsgärten und die von Gursuf. Bei Gursuf hielt ich eine kurze Rast; das Landhaus kann sich an Pracht nicht mit denen von Alupka und vielen anderen messen, aber dafür ist hier Alles in bester Ordnung, auch der Garten, die Treibhäuser 2c. sind gut gehalten; ein hübscher Pavillon bildet einen Käfig, in dem über hundert Kanarienvögel sich tummeln. Eine recht große, libanonische Ceder und mehrere Magnoliabäume scheinen ganz gut zu gedeihen. Von allen Gärten, die ich in der Krimm gesehen, war dieser der einzige, in welchem ich gut

unter der Scheere gehaltene Obstbäume fand. Wenn die Vollkommenheit der Formen sich mit denen in Frankreich auch nicht messen kann, so war doch das Erforderlichste zur Entwicklung der fruchttragenden Seitenzweige geschehen. Da es Sonntag war, konnte ich den großen Weinkeller nur von außen besehen, und keine Angabe über die Weinpreise erhalten. Das Gasthaus hier in Alushta ist besser als ich erwartete, es scheint ganz neu zu sein, hat große überdachte Verandas, von denen aus Thüren in die kleinen, recht einfachen, aber reinen Zimmer führen.

Ich ließ gleich den Tataren rufen, welcher hier Reitpferde vermietet und fragte, ob es nicht möglich sei, noch heute auf den Tschatyrdag und zurück zu kommen; er behauptete aber, man brauche dazu den ganzen Tag; so bestellte ich ihn denn zum folgenden Morgen und machte einen langen Spaziergang, zunächst auf das Gut der Erben Petritschenko, eine halbe Werst von der Stadt. Der Weinkeller ist sehr groß, aus gehauenen Stein gewölbt und alle Anlagen recht zweckentsprechend gemacht. Der frühere Besitzer scheint dieses jetzt recht große Gut allmählich zusammengekauft zu haben, indem er die Erträge des Weinbaues immer wieder zur Anlage anderer Weinberge benutzte, während die anderen der größeren Gärten meist aus Liebhaberei von sehr reichen Leuten angelegt worden sind, nach dem Muster der besten Weinberge und dem Rath der

besten Weinbauer des westlichen Europa. Wie in den meisten Gärten der Krimm sind auch hier eine große Anzahl der verschiedensten Weingattungen gepflanzt. Mehrere Gattungen aus Ungarn, mehrere aus Spanien, vom Rheine und aus Frankreich sind neben einheimischen Gattungen fast in jedem Weinberge zu finden; es hat sich eben noch keine als die beste bewährt und aller Orts macht man noch Versuche, was aber dem Handel mit krimm'schem Wein für den Augenblick sehr schadet und ihm den Credit beim Publikum sehr benimmt. Alle diese Gattungen getrennt zu kelteren, zu bearbeiten und zu versenden, gelingt nicht immer, oft werden sie gemischt; da die Trauben aber nicht gleichzeitig reifen, kann unmöglich guter Wein erzielt werden und namentlich weiß man niemals, was man bekommen wird, wenn man welchen verschreibt. —

Die Rheinweine, wie die Bordeauxweine, werden hier sehr schwer und mächtig oder gar süß; letzteres soll sich allerdings beim Altern in zwei bis vier Jahren verlieren, doch halten sich nicht alle hiesigen Weine auf die Dauer gut. In diesem Keller werden die Weine nur zwei Jahre gehalten, dann nach Taganrog übergeführt, wo das Lager der reifen Weine sich befindet. Die große Petritschenkosche Besizung soll wegen Erbtheilung jetzt verkauft werden. Jemand aus Sibirien hatte darauf geboten, der Kauf war schon so ziemlich abgemacht, da zeigte sich die Phylloxera in der Krimm und

der Handel unterblieb. Die Phylloxera soll sich übrigens nur in zwei oder drei Weinbergen gezeigt haben, wohin sie durch Stecklinge aus Frankreich gebracht worden war; diese Weinberge sind vernichtet worden und seitdem hat man sie in der Krimm nicht mehr gefunden. Wenn dieses so gefährliche Uebel hier wirklich vermieden werden kann, glaube ich wohl, daß dem Weinbau der Krimm eine große Zukunft bevorsteht, denn ich habe auch in den Gasthäusern wiederholt für den täglichen Gebrauch sehr trinkbare Weine gefunden. Es fehlt hier aber namentlich noch an zuverlässigen großen Weinhandlungen; der Producent muß hier den Wein selbst bei sich reifen lassen und dem Detailverkäufer fertig liefern, dazu gehören sehr große Mittel und die Waare kommt unter einer Anzahl von Namen, die Niemand kennt oder einfach als Krimm'scher Wein, der auch sehr schlecht sein kann, in den Handel, denn, wie gesagt, in jedem Weinberge werden eine große Menge sehr verschiedener Trauben gebaut. Der Weinbau und der Credit des Krimm'schen Weines werden erst aufblühen, wenn sich hier nur annähernd ähnliche Handlungshäuser wie z. B. das von A. de Luz in Bordeaux gebildet haben werden, deren Degusteurs alle Weinberge bereisen, alle Weine schmecken und classificiren, worauf sie in die großen Lagerkeller zusammengebracht, passend gemischt, geklärt, abgelagert und dann als Margaux oder Lafite in den

Handel gebracht werden; so nur kann ein großer Weinbau mit Vortheil betrieben werden, und namentlich auch der Kleingrundbesitzer sich am Weinbau betheiligen. Was soll jetzt ein armer Gutsbesitzer machen, wenn er seine 24 Gattungen Wein gefeltert hat; er braucht dringend Geld, er muß seine Weine, die noch lange nicht trinkbar sind, alle zusammen als billige Waare los schlagen. Der kleine Kaufmann hat auch nicht die Mittel und Kenntnisse, um den Wein gehörig zu bearbeiten; schon wegen der geringen Menge, die er besitzt, muß er zusammenmischen, was gar nicht zusammen paßt. Um den Wein schnell zu reifen, gießt er Branntwein und wenn er zu stark wird auch Wasser hinein, solcher Wein kann sich aber weder lange halten, noch beim Publikum beliebt werden.

Daß sich einige Gattungen bei gehöriger Kellerbearbeitung aber zu sehr brauchbarem Weine machen lassen, haben z. B. die großen Keller von Gursuf und die des Fürsten Woronzow vollkommen bewiesen; das macht aber noch keine Waare für den Welthandel. Dennoch sollen auch jetzt schon nicht unbedeutende Mengen Wein aus der Krimm nach Bordeaux exportirt werden und nachdem sie dort gehörig getauft werden, vielfach wieder nach Rußland zurückkehren. Mir scheint die Krimm namentlich für Liqueurweine sehr geeignet. Des sehr schönen und in Paris prämiirten Tokaier aus Balaklawas habe ich schon früher gedacht; sonst

aber fand ich gelegentlich unter den billigen leichten Tischweinen noch die trinkbarsten. Der rothe Wein wird im Ganzen mehr gekauft und steht höher im Preise, ist aber meist geringerer Qualität als der weiße frimm'sche Wein.

---



Mushta,

den 18/30. April 1883.

8 Uhr Morgens.

Es ist schönes warmes Wetter, aber — es regnet, ich habe schon eine Stunde gewartet; da es nicht aufhören will, reite ich doch aus, ist es oben auf dem Tschatyrdag zu arg, so bleiben mir immer die Höhlen unter dem Tschatyrdag, dort kann mir der Regen wenigstens nichts anhaben. Hoffentlich bringt dieser Regen die Knospen zum Bersten und ich sehe noch etwas grüne Blätter, bevor ich die Krimm verlasse.

---



Jalta,

den 19. April (1. Mai) 1883.

Auf halbem Wege zum Tschatyrdag passirte ich das Dorf Korbek; es liegt schon recht hoch in den Bergen und nimmt, wie es scheint, nicht so rasch wie die Dörfer der Küste an den Umwälzungen im Lande Theil. Der orientalische Character der Häuser hat sich hier vollkommener erhalten, als sonst: man sieht nur flache Dächer, welche nach einer Seite weit vorspringen und von Pfosten unterstützt, überdeckte Verandas bilden, auf denen alle häuslichen Arbeiten verrichtet werden oder geraucht und Kaffee getrunken wird. Die Religion der Leute ist muhamedanisch; die Frauen hier wie auch in Muschta gehen aber unverschleiert. Trotz der tatarischen und der türkischen Herrschaft hat sich hier das Blut der früheren Einwohner, wahrscheinlich vorherrschend griechisches, reiner erhalten; die Gestalten sind hagerer, das Gesicht ovaler, die Züge feiner als bei den oft recht stämmigen Tataren mongolischer Rasse, bei denen die Backen-

knochen häufig stark hervorstehen. Man will auch in der Sprache, die im Grunde doch tatarisch ist, neugriechische Worte erkennen. Auch jetzt noch entsendet Griechenland Colonisten und namentlich allerhand unternehmende Leute in die Krimm, welche größere Arbeiten in Accord übernehmen, Land zu Tabaksculturen pachten und dergleichen. — Nachdem ich das Dorf Korbeß passirt, hörte es auf zu regnen. Die Gegend über dem Dorf wird als Weide benutzt und ist vielfach mit Büschen, meist Buchen, bedeckt, welche von Ziegenherden so kurz abgeweidet werden, daß sie dichte Hecken von oft nur einigen Zoll Höhe bilden. Die Futtermenge, welche diese Hecken liefern, muß sehr bedeutend und namentlich während der dürren Jahreszeit für die Existenzbedingungen der Dorfbewohner nicht unwichtig sein.

Weiter oben folgt Buchen-Hochwald, auch sehr durchhauen und durchweidet. Die einzelnen großen Rothbuchen waren mitunter recht starke Bäume, aber sehr knorrig, krumm, oft sogar hohl; es waren allem Anscheine nach eben nur die Bäume hier nachgeblieben, welche niemand hatte nehmen wollen. — Sehr schöne Blicke hat man von hier auf die ganz dicht bewaldeten Nordabhänge und Schluchten der Jaila. So weit das Auge reicht, d. h. mindestens 50 bis 60 Werst weit, ist der Nordabhang der Jaila von dichtem Buchenwalde, zu dem sich nur hier und da andere Baumarten zu gesellen scheinen,

bedeckt. „Giebt es hier Hirsche?“ fragte ich meinen Führer. Er nickte energisch mit dem Kopf; von dem, was er mir darauf erzählte, verstand ich noch, daß er im vorigen Jahr jemanden auf die Jagd begleitet habe, den er durch die Pantomime von dicken Epauletten näher bezeichnete und dieser so viel Hirsche geschossen habe, als Finger an der Hand sind. Das deutet schon auf einen ganz guten Bestand. — Als wir die obere Grenze des Baumwuchses fast erreicht hatten, sprang ein Hirsch vor uns auf; es schien mir ein Spießher zu sein, doch verschwand er so schnell im Gebüsch, daß ich es nicht genau erkennen konnte. Der Baumwuchs hört oben sehr plötzlich auf, wo der Thonboden in festes Gestein übergeht, zugleich wird auch der Berg viel steiler, so daß der Pfad sich im Zickzack windet. Um es unseren kleinen Pferdchen nicht zu schwer zu machen, stiegen wir ab und gingen bis zum oberen Hochplateau zu Fuß. Hier sollen im Sommer Schafherden weiden; jetzt fing das Gras erst eben an zu schießen und vielfach lag auch noch Schnee. Obgleich das Plateau eine recht flache Ebene bildet, so ist das Reiten doch dort keineswegs leicht, aus der dünnen Decke von moorigem Humus und Rasen ragen Felsenstücke allenthalben hervor; sie sind durch das Regenwasser so ausgewaschen, daß sich Gruben und Löcher von den merkwürdigsten Formen gebildet haben, wie man sie sonst allenfalls nur von Strudeln in den Stein gebohrt findet, man sollte

sagen, ein Berggeist habe hier Bohrer von sehr verschiedener Größe auf diesem Felsentische versucht. Mehrmals klemmte sich mein Pferd den Huf in einem solchen Loche fest und konnte ihn erst nach einigen Rütteln wieder herausreißen. Als wir das Plateau überschritten hatten und eben den letzten Kegel auf dem Westende des Landes besteigen wollten, wälzten sich von Westen her wieder große Wolkenmassen heran, die Alles in den dichtesten Nebel hüllten. Ich wartete noch einige Zeit, doch war die Wolkenbank so groß, daß ich alle Hoffnung auf Aussicht vom Gipfel aus aufgeben mußte. Ich entschloß mich schließlich, zu den Höhlen zu reiten. — Wir verließen den kleinen Steg, dem wir gefolgt waren und stiegen einen sehr steilen Hang, nach Norden hin, gerade hinab. Von hier hatte ich unter der Wolke noch sehr schöne Fernsichten nach dieser Seite des Berges hin, über Simferopol weg in die weite ferne der nördlichen Steppe hinein, wo das Auge nichts mehr zu unterscheiden vermag und Alles schließlich ineinander verschwimmt. Hier auf dem Nordabhang des Tschatyrdag lag noch recht viel Schnee vom Winter her, jetzt war er allerdings ganz weich, so daß der Fuß bald in Löchern und Spalten tief versank oder unerwartet auf verborgene Felsspitzen stieß. — Wir waren wieder abgestiegen, dennoch hatten selbst diese, im Klettern so geübte Pferdchen, viel Mühe, weiter zu kommen. Wo der Schnee aufhörte, der Boden

aber noch gefroren war, während das darüber sickernde Schneewasser die oberste Moorschicht ganz aufgeweicht und schlüpfrig gemacht hatte, stürzte mein Pferd zwei Mal. Ich hätte wohl niemals versucht, ein Pferd diesen Hang hinunter zu führen, meine beiden Führer machten sich damit aber nicht die geringste Sorge. Wir erreichten bald einen etwas niedriger gelegenen Theil des Hochplateaus. Nachdem wir etwa zwei Werst weit auf demselben geritten waren, kamen wir in eine Gegend, wo sich in dieser horizontalen Hochebene zahlreiche kessel-förmige Thäler befanden. Fast in jedem dieser Thäler, welche namentlich in ihrem Grunde viel vollständiger als die Ebene mit Rasen und Moor-erde bedeckt waren, befand sich meist in der Mitte eine trichterförmige Einsenkung des Bodens, wo kein Gras wuchs, sondern die Moorerde schwarz zu Tage lag und offenbar von allen Seiten her zur Mitte zusammen und dort in das Innere des Berges hineinsank. In einem der größten und tiefsten der Thäler befanden sich seitlich die Eingänge zu den beiden Höhlen. Offenbar liegen unter allen den trichterförmigen Einsenkungen im Grunde der Erosionsthäler derartige Höhlen, in welche das Schnee- und Regenwasser hinabsinkt, ja mehr, welche das Schnee- und Regenwasser selbst gräbt. Denn das meteorische Wasser an sich besitzt schon die Fähigkeit, Kalk aufzulösen; indem es durch den Moorboden sickert, nimmt es dort von den in Zer-

setzung befindlichen Pflanzentheilen Kohlensäure auf, wodurch seine Fähigkeit, Kalk aufzulösen, noch bedeutend gesteigert wird. Der Kalkfelsen schmilzt in diesem Wasser, und der kleinste Riß, dem das Wasser folgt, wird ausgewaschen, bis sich ein genügender Ausfluß für die nunmehr hartes Kalkwasser führende Quelle bildet. Diese Quelle wäscht den Spalt immer weiter aus, bis die Höhle gebildet ist. So wie Luftcirculation in der Höhle entsteht und der Austritt der Kohlensäure wie die Verdunstung des Wassers möglich werden, beginnt Tropfsteinbildung. Die von der Decke herabhängenden Zapfen oder Stalaktiten und die von der Diele aus diesen entgegenkommenden Kegel oder sogenannten Stalagmiten vereinigen sich zu vollständigen Säulen, die Säulen zu Wänden und schließlich zu großen Steinmassen. So füllen sich die Höhlen, theilweise wenigstens, wieder mit festem Gestein und verschließen luftdicht Alles, was inzwischen in sie hineingerathen ist.

Bei Džätigorst im Kaukasus ist eine tiefe Höhle, in deren hinterem Ende ein aufrechter Schacht von etwa 100 Fuß Höhe, bis zur Oberfläche des Berges reicht und das Tageslicht jetzt von oben frei bis in die Höhle einfallen läßt. Dieser Schacht БОЛЬШОЙ ПРОВАЛЪ (großer Einsturz) hat sich erst in jüngster Zeit so vollkommen geleert, früher muß er oben auch eine trichterförmige Vertiefung gebildet haben, wie der im Tschatyrdag. Diese von

allen Badegästen in Pjätigorst vielbesuchte Höhle entspricht vollkommen der von mir gegebenen Erklärung der Höhlenbildung durch Auswaschung. — Ganz analog ist die Beschreibung einer Höhle in dem sehr lesenswerthen Werk: Die Höhlen und die Ureinwohner Europas von W. Boyd Dawkins übersetzt von Dr. J. W. Spengel. Leipzig 1876, es heißt dort Seite 227: Die Traumhöhle (Dream-cave) bei Wirksworth in Derbyshire unterscheidet sich von der Kirkdaler durch die vollständige Erhaltung der Knochen. Sie wurde im Jahre 1822 entdeckt, als man einem Bleigang nachgrub. Die Bergleute geriethen plötzlich in einen mit rother Erde und Steinen gefüllten Hohlraum, und als sie ihren Schacht tiefer gruben, schlossen sich die Wände über ihnen, bis sie die Decke einer Höhle erkannten. In der Erde fand sich ein fast vollständiges Nashorn-Skelett, sowie Knochen vom Pferd, Rennthier und Ur. Nachdem eine große Menge Erde fortgeschafft war, begann der Boden (an einem benachbarten Punkt der Erdoberfläche) zu sinken, und schließlich fand man hier einen senkrechten Schacht, der die Höhle mit der Oberfläche in Verbindung setzte. In diesen waren die Thiere hinabgestürzt, gerade wie noch jetzt oftmals Schafe und Rinder in ähnliche natürliche Fallen in Kalksteinschichten gerathen.

In der Höhle, welche Bin-Basch-Koba (Tausend-Kopf-Höhle) heißt, liegen an einigen Stellen große Mengen menschlicher Knochen. Die Touristen haben

bereits alle Schädel, welche den Namen der Höhle veranlaßt, weggetragen. Die Knochen, welche ich hier sah, taxire ich auf mindestens einige hundert Skelette, sie liegen gruppenweise beisammen, so dicht, daß die Leichen in mehreren Schichten übereinander gelegen haben müssen. Meist liegen sie ganz frei auf dem Boden der Höhle, so daß man förmlich auf Knochen geht, woher die meisten auch schon ganz zertreten sind. Es scheinen in letzter Zeit Nachgrabungen in dieser Höhle versucht worden zu sein, denn nicht weit vom Eingange befand sich eine Grube von etwa 7 Fuß Tiefe, meine Führer sagten mir, es sei dort aber nichts gefunden worden. In meinem Reisehandbuch (*ПУТЕВОДИТЕЛЬ ПО КРЫМУ М. СОСНОГОВОРОВОЙ* Одесса 1880) ist gesagt, es seien hier auch Knochen von unbekanntem Thieren gefunden worden. Nach solchen suchte ich daher mit möglichster Sorgfalt, fand aber nur einen Bein-knochen, den Professor Grewingß in Dorpat als linken humerus (Oberarmknochen) eines ausgewachsenen nicht großen aber starkknochigen Pferdes bestimmt hat. Einige Wirbel, die ich auch mitnahm, waren menschliche Brust- und Lendenwirbel, letztere wiesen eine Verwachsung (Ankylos) auf, wie sie bei Reitern nicht selten angetroffen wird. Im Reisehandbuch steht ferner: es seien hier sogar Schädel gefunden worden, welche dem Neanderthalschädel glichen, ferner Schädel kaukasischer und mongolischer Rasse, auch solche mit einer niedrigen und breiten Stirne,

wie sie in den Grabhügeln (Курганы) des südlichen Rußlands gefunden werden und für Scyten Schädel gelten. Diese Sätze beweisen, daß die Frau Sosnogorowa oder vielmehr ihr Gewährsmann, der sie hierüber unterrichtet, vom Cranologieschwindel stark ergriffen gewesen ist. Die Aehnlichkeit mit dem Neanderthalschädel ist jedenfalls ebenso interessant als unwahrscheinlich. Die Typen der verschiedenen Rassen aber sind in den Schädeln gar nicht so erkennbar, daß man einige hundert Schädel, die man zusammen findet, gleich in Schädel kaukasischer Rasse, mongolischer Rasse oder gar als Scyten Schädel klassificiren könnte. Die Ansicht, daß die Cranologen im Stande seien, ein solches zu thun, ist allerdings sehr verbreitet, ich will hier daher etwas näher auf diesen Gegenstand eingehen, um das Gegentheil nachzuweisen. Die Schlüsse auf den Typus der Rasse werden gewöhnlich sehr schnell schon aus einer kleinen Anzahl von Schädeln gezogen, untersucht man aber viele Schädel, so findet man auch unter derselben Rasse allerhand verschiedene Schädelformen. Die gewöhnlichste Entschuldigung dafür ist dann die, daß die Rasse nicht rein gewesen sei. Hat es denn irgend wann wirklich so reine Rassen gegeben, daß ihre Schädel alle denselben Typus hatten und wo ist der Beweis, daß früher die Schädel eines und desselben Volkes nicht ebenso verschieden gewesen seien, als heute?

Die sogenannten Typen der Rassen, auf welche

Bezug genommen wird, sind meist noch gar nicht wissenschaftlich festgestellt worden. Nichtsdestoweniger sagt zum Beispiel Lanzert (nach Dr. P. Leshaft) in den Abhandlungen der Senckenberg'schen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1867, Bd. VI, S. 23—34: „Beiträge zur Kenntniß des Großrussenschädels,“ nachdem er 40 aus Rußland stammende Schädel gemessen hat: „Es hat also der Großrussenschädel trotzdem, daß ein großer Theil der aus Asien eingewanderten Völker über Rußland sich verbreitet und Spuren seines Aufenthalts zurückgelassen hat, den rein slavischen Typus nicht eingeblüht.“ Jemand, der mit den Leistungen der Cranologie wenig bekannt ist, könnte hiernach beinahe glauben, diese Wissenschaft und ihr Vertreter, Herr Lanzert, seien im Stande, die Spuren der asiatischen Typen auch an dem Russenschädel zu erkennen, und der reine Typus des Slavenschädels sei jedenfalls etwas ganz allbekanntes. Ein in der Cranologie sehr wohl bewandeter und spezieller Kenner der großen Schädelammlung der Petersburger Universität, Doctor Leshaft, fragt aber hierauf in seiner Brochüre: **Задачи антропологии и Методъ ея изученія Докт. мед. П. Лесгафта стр. 31.** Wer es denn überhaupt schon bestimmt habe, welches der slavische Schädeltypus sei, und weist darauf nach, indem er alle Arbeiten auf diesem Gebiet citirt, daß etwas Derartiges eben überhaupt noch gar nicht festgestellt worden sei. Von den

Typen der asiatischen Völker der Völkerwanderung ist aber gar nicht zu reden und hat Lanzert solches wohl auch kaum gemeint. Die auf dem Gebiet der Cranologie wirklich gut bewanderten Gelehrten, z. B. Huxly, sagen ausdrücklich, es sei durch crano-  
logische Messungen allein nicht möglich, die Nationalität eines Schädels zu bestimmen.

Monroe sagt über diesen Gegenstand (Outlines of Anatomy 1. p. 183): „There is no part of the human skeleton which is more variable in its shape and the proportion of its several parts than the skull, even amongst the inhabitants of the same nation.“

Kein Theil des menschlichen Skeletts variirt so sehr in Form und Verhältniß seiner einzelnen Theile, als der Schädel, sogar innerhalb der Individuen gleicher Nation.

Wenn uns also vom Typus der kaukasischen, vom Typus der mongolischen, vom Typus der Scythen-Schädel und dergleichen mehr gesprochen wird, thun wir immer gut, mit Eeshaft zu fragen, ob diese Typen schon bestimmt seien. In unserem Fall also auch, warum die Schädel in der Bin-Basch-Koba-Höhle verschiedenen Nationen zugeschrieben, ja sogar mit dem uralten Neanderthalschädel in Beziehung gebracht werden, während heut zu Tage in jedem Volk Schädel von sehr verschiedenen Formen vorkommen.

Ich will mich nach einem flüchtigen Besuch der Höhle in keine Speculationen darüber einlassen, wie

diese Knochen in solcher Menge dorthin gerathen sein könnten, denn eine Begräbnißstätte, in welcher man die Todten ohne Sarg und ohne Erde immer wieder auf die früheren Leichen schichtet, gelegentlich auch ein Pferd mit hineinschleppt, scheint mir namentlich für ein Höhlengrab nicht wahrscheinlich.

Sehr lohnend dürften hier die Nachgrabungen nicht sowohl in den zwei offenen Höhlen, als in den zahlreichen trichterförmigen Gruben sein, welche sich hier in dem Hochplateau an der Nordseite des Tschatyrdag befinden und von denen ich weiter oben schon sprach; diese mit nasser und lockerer Moorerde gefüllten Trichter sind wahre Mausefallen, in welche alle Thiere, die hier vorübergehen, versinken und im Inneren der Felsen unter günstigen Umständen auch in ganzen Skeletten gut erhalten bleiben können. Die meisten in Höhlen gefundenen Gerippe gehören Thieren an, welche Höhlenbewohner waren: Höhlenlöwe, Höhlenbär, Höhlenhyäne, Dachs &c. oder es sind einzelne Knochen, die von diesen Fleischfressern hineingetragen worden sind; von oben durch den Schacht können aber alle Thiere, die dort gelegentlich vorübergehen, in die Höhle gerathen und ihre vollständigen Skelette erhalten werden. Auch sind durch diese Schachte, selbst wenn in ihnen keine Knochen enthalten sein sollten, auf dem Boden der oft sehr ausgedehnten Höhlen die Orte bezeichnet, an denen an der Stalagmitenschicht solche Skelette begraben sein könnten. Allen, die

Gelegenheit haben sollten, sich mit Ausgrabungen zu beschäftigen, will ich aber auf das Dringendste empfehlen, wenigstens das citirte vortreffliche Werk von Dawkins erst genau zu studiren, denn ohne gehörige Sachkenntniß wird das Nachgraben nur zu einem Zerstören, dieser für die Wissenschaft so werthvollen Funde. Nicht nur sind die Knochen oft sehr zerbrechlich und müssen sachgemäß mit Leim getränkt oder sonst präparirt werden, um nicht zu zerfallen, sondern ihre Lage, das Material, in dem sie eingebettet waren, die Reihenfolge, in welcher die verschiedenen Knochen, Erdschichten, Steine 2c. über oder nebeneinander lagen, und hundert andere Umstände bilden ein Buch, in welchem der Bewanderte die Geschichte der Vorzeit liest; hat der Unbewanderte aber die Lettern dieses Buches durcheinander gerührt, so kann es keiner mehr entziffern.

Ich will nur ein Beispiel anführen. Es finden sich nicht selten neben den großen Knochen, nach denen man namentlich zu suchen pflegt, auch Knochen von Fledermäusen, Mäusen, Ratten und dergleichen Thieren; bestimmt man genau die Gattung und Art dieser kleinen Thiere und findet z. B., daß das betreffende kleine Nagethier ein Lemming war, welche nur in den Klimaten der Polarländer leben, so weiß man, daß die damalige Temperatur dieser Gegenden diejenige war, welche jetzt in den arktischen Breiten unseres Erdballs herrscht. Lagen diese Lemmingsknochen in einer

Schichte unter den Knochen des betreffenden großen Höhlenbewohners und in der Schichte darüber Ratten der Jetztzeit, so schließt man, daß dieser Höhlenbewohner zwischen der Eiszeit und der Jetztzeit dort gelebt habe. Waren dagegen die Lemminge über den betreffenden Knochen und unter ihnen Fledermäuse, wie sie nur in heißen Ländern vorkommen, so gestattet das wieder die Folgerung, daß dieses Thier vor der Eiszeit dort gelebt habe und die Gegend früher ein tropisches Klima hatte. Kommen die betreffenden Knochen nur unter und nur über den Schichten, in welchen Lemminge liegen, vor, niemals aber mit den Lemmingen zusammen, so kann man schließen, daß sie sowohl vor als nach, während der Eiszeit aber wahrscheinlich nicht dort gelebt haben. Um alles das genau und richtig zu bemerken und zu erkennen, kann man nicht vorsichtig genug beim Ausgraben der Höhlen sein. Auch gehören Kenntnisse dazu, welche nicht ein Jeder besitzt.

Den Heimweg nahm ich auf der Nordseite des Berges hinunter; erst wieder einen sehr steilen Hang hinab, dann durch einen prachtvollen Buchenwald, der etwas licht, auch meist krumme und überstämmige Bäume enthaltend, für das Auge sich aber um so malerischer ausnahm. Weiter unten folgt recht dichter junger Wald bis zur Station Tauschan-Basar (Hafen-Basar). Während unsere Pferde hier etwas rasteten, kaufte ich von einem russischen Weibe

drei einzelne Hirschgeweihe für 3 R. 50 K., welche sie beim Pilzesuchen im Walde gefunden hatte.

Darauf bestieg ich wieder meinen kleinen Paßgänger, welcher mich die 14 Werst auf der Chaussee im bequemen Paß bis Alushta brachte. Namentlich der erste Theil dieses Weges ist sehr schön, der Wald üppig und die Blicke von unten, die steilen Hänge des Tschatyrdag hinauf, an dessen Fuß die Chaussee entlang führt, wegen der unmittelbaren Nähe dieser riesigen Felsmassen, besonders imposant. Von Alushta fuhr ich in der Kalesche gleich weiter nach Jalta, wo ich schon um 10 Uhr Abends anlangte.

Die lange Reihe Laternen den gekrümmten Quai entlang und die vielen hellen Fenster der Stadt, gewähren dem in der Nacht nach Jalta ankommenden Reisenden einen Blick, der an und für sich sehr schön, auch als Beweis der sich immer weiter ausbreitenden Cultur auf dem Südufer der Krimm, einen günstigen Eindruck macht; denn so viel Laternen und Lichter sieht man hier nicht oft gleichzeitig brennen, jedes Licht aber zeugt von einem, aus dem Zustande rohester Bedürfnislosigkeit, wie er in den Bergen und der Steppe wohl noch besteht, herausgetretenen Haushalt. — Gleichzeitig mit mir fuhr auch die Kalesche des Gouverneurs vor dem Hotel Rossija vor, er kam aus Simferopol nach Jalta, um auch hier das hundertjährige Gedenkfest der Eroberung der Krimm festlich zu begehen.

Ich schrieb diese Zeilen, während ich sehr früh am Morgen auf das Eintreffen der bestellten Reitpferde und Aufhören des Regens wartete, aber die Pferde kamen nicht und der Regen hörte nicht auf. Um 10 Uhr endlich riß mir die Geduld, ich zog meinen Gummimantel an und ging selbst nachsehen, wo denn der Pferdevermiether bleibe, denn wiederholtes Nachschicken der Hotellkellner war erfolglos geblieben. Vor der Pforte auf der Bank, wo er sonst sitzt, peitschte der Wind ein Pfützchen Regenwasser. Dieser Anblick stimmte mein Verlangen nach den Reitpferden schon bedeutend herab, von den Bergen war nichts zu sehen, Alles war in dichte Nebel gehüllt und es regnete, als wolle es noch sehr lange so regnen. Da kam ein Trupp Musikanten die Straße herab, dann folgte irreguläre Cavallerie, dann eine lange Procession mit Fahnen, Lorbeerkränzen, Chiffren der Kaiserin Catharina II. und den Aufschriften: **Общество Татаръ** (Gesellschaft der Tataren) **Общество Караимовъ** (Gesellschaft der Karaimen) **Общество Евреевъ** (Gesellschaft der Hebräer) u. s. w. Mit den Heiligenbildern ging die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit in neuen Ornaten und mit Regenschirmen, dann folgte der Gouverneur in Kammerherrn-Uniform, wegen der Nähe der Heiligenbilder, trotz des Regens barhäuptig, neben ihm das Stadthaupt, den Uniformshut in der Hand. Beim Anblick dieses alten Herren schämte ich mich, daß dieses selbe Wetter

genügt hatte, mich von meinem Ritt abzuhalten, während er ohne Kopfbedeckung langsamen Schrittes ganz gelassen dahinschritt. Aber all die schönen Aussichten, welche den hauptsächlichsten Zweck meines Ritts ausmachten, waren bei diesem Wetter jedenfalls nicht sichtbar, das beruhigte mein Gewissen wieder, und ich beschloß, bis morgen zu warten. Jetzt passirte noch ein Trupp Reiter und allen voran auf silberweißem, wohlgenährtem Paßgänger, den er mir noch niemals gezeigt hatte, weil ich meist sehr anstrengende Ritte zu machen pflegte, in einer mit Goldtressen besetzten Jacke — der Pferdevermiether. — Aus dem Gesicht, wie aus der ganzen Haltung sprach der Ausdruck des vollen Verständnisses der Wichtigkeit dieser Begebenheit und des Vollgefühls seiner Würde als Theilnehmer der Procession. Alle seine Miethpferde, von tatarischen Freunden geritten, folgten ihm wie ein Regiment dem General; hätte ich noch nach den Pferden verlangt, es wäre gewiß vergeblich gewesen: „Ich reite morgen früh um 8 Uhr!“ rief ich ihm zu; er verneigte sich schweigend. So blieb ich also den heutigen Tag über noch hier, nahm an dem großen Diner im schönen Saal des Hotels Theil, welchem der Gouverneur präsidirte, sah darauf zu, wie mein Pferdevermiether und seine Gefährten auf dem Sattel stehend, ihre Paßgänger tummelten oder im Steigbügel hängend, mit der Hand die Erde berührten, während das Pferd in vollem Galopp

rannte; Ringer versuchten ihre Kräfte, die Sieger wurden beschenkt, die Musik spielte und einem provisorischen Buffet wurde stark zugesprochen, die Stimmung der ganzen Menge war eine höchst heitere, auch der Regen hatte schließlich aufgehört, — kurz, das Fest fiel zum Schluß sehr günstig aus.

Am 20. April (2. Mai) verließ ich das Südufer der Krimm, als nur die Kastanien erst ganz kleine Blättchen zeigten; meine Hoffnung, hier dem Frühling schon im grünen Gewande einen vorzeitigen Gruß sagen zu können, um ihn dann nochmals zu Hause zu erwarten, blieb also unerfüllt. An heiteren schönen Tagen und warmem Wetter hatte es nicht gefehlt, aber gerade wegen dem Mangel an Regen hielt die Vegetation mit der Jahreszeit nicht gleichen Schritt.

Die Reitpferde trafen in Begleitung eines kleinen Tatarenjungen rechtzeitig beim Hotel ein; dasjenige, was ich reiten sollte, hatte einen englischen Sattel, welcher auf dem Widerrist zu niedrig war und es bei der langen Tour bis Baktshisarai unfehlbar durchgerieben hätte. Der Pferdevermiether selbst ruhte noch von den Ermüdungen des gestrigen Tages. Die tatarischen Sättel, welche ich in den Ställen selbst aufsuchte, waren alle abgerissen und unvollständig, dem einen fehlten Schnallen, dem anderen Steigbügel oder Sattलगurte; bis ich das alles zusammensuchen konnte, verging geraume Zeit. Die Sonne brannte recht heiß, als wir endlich durch

die Straßen ritten und dann wieder das Flüßchen hinauf denselben Weg einschlugen, auf welchem ich es schon einmal vergeblich versucht hatte, den Kamm der Jaila zu erreichen. Dieses Mal kehrten wir aber an der Stelle, wo mein Führer damals erklärt hatte, daß der Reitweg aufhöre, nicht um, sondern kletterten wirklich zu Pferde weiter; hätte ich es nicht schon im Kaukasus gesehen, daß Pferde wirklich über solches Terrain zu klimmen vermögen, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Mein Pferd war stark und bewegte sich selbst bei den steilsten Hängen ruhig, das Pferd meines Führers aber war klein und hatte auch noch mein Gepäck zu tragen, es wurde ihm oft zu schwer, dann versuchte es die steilen Stellen mit Hülfe eines Umlaufs zu überwinden; einmal brach der Rand des schmalen Steges ab und es fing an, den Hang hinab zu taumeln und zu rutschen, aber es spreizte alle vier Beine so weit auseinander und so weit nach hinten, daß der Körper fast den Boden berührte, brachte sich dadurch zum Stillstehen und kletterte sogar am Abhang entlang weiter unten, wieder zum Stege zurück. Ein zweites Mal konnte es einen etwas hohen Absatz des Steges nicht gleich hinauf, mit den Vorderfüßen war es wohl hinaufgekommen, stand nun ganz aufrecht auf den Hinterbeinen, welche die ganze Last des Gepäcks und Reiters, die nach hinten überhängen, zu tragen hatten. Es konnte die Hinterfüße nicht so hoch heben, um mit einem Schritt

hinaufzukommen, während der fast senkrechte, der Länge nach mit Baumwurzeln bedeckte Abhang den Hufen keinen Halt gewährte; es versuchte zu springen, fiel aber zurück, jetzt glaubte ich wohl, es werde rückwärts überschlagen, aber es schwankte nur einige Mal nach beiden Seiten, was auch nicht gerade beruhigend ausseh, kam dann doch wieder in's Gleichgewicht, sprang zum zweiten Mal und erreichte jetzt den äußersten Rand des Absatzes mit den Hinterhufen; nochmals fürchtete ich es rückwärts stürzen zu sehen, es streckte aber den Kopf und Hals mit aller Gewalt nach vorne, schaukelte wohl einen Augenblick, weil alle vier Füße ganz dicht zusammenstanden, aber gewann das Gleichgewicht doch und schritt vorwärts. Dabei saß der tatarische Junge, welcher mir als Führer diente, so gleichgiltig auf diesem Pferde, als reite er auf ebener Straße. Viel zu faul, um abzustiegen und zu Fuß zu gehen, wollte er wegen des kalten Windes nicht einmal anhalten, um das arme Thier etwas zu Athem kommen zu lassen. Endlich hatten wir die Paßhöhe erreicht, nur 100 Schritte blieben uns noch, aber es war nackter Felsen, die glatten Steinplatten hatten nur hier und da genügende Unebenheiten, um den Hufen Halt zu gewähren. Hier stieg der Junge ab, ich veranlaßte ihn, das Gepäck, welches hinter seinem Sattel aufgebunden war, mitten auf den Sattel zu heben, damit das Uebergewicht nicht ganz nach hinten liege, ließ auch

die Pferde 5 Minuten rasten, weil sie vor Anstrengung zitterten und ganz außer Athem waren. Ich selbst aber sah zurück, um von dem herrlichen Bilde Abschied zu nehmen, welches hier vor mir lag; einzelne Wolken zogen am dunkelblauen Himmel umher und ihr Schatten, theils licht, theils ganz dunkel, gab, aus dieser großen Höhe gesehen, dem Meer wieder jenes eigenthümliche marmorirte Aussehen, von dem ich schon gesprochen, als ich beim Thor des Baidar Thals zum ersten Mal von der Jaila auf das Schwarze Meer hinabsah. — Näher zum Ufer war der bei der Krimm meist schmale Streifen des hellgrünen Wassers sehr intensiv; er wird durch die Lichtstrahlen erzeugt, welche von dem Meeresgrund zurückgeworfen, bis zur Oberfläche gelangen, während dort, wo die Lichtstrahlen in solche Tiefen sinken, daß sie nicht wieder zurückgeworfen werden können, das Meer tiefblau erscheint. Auf das smaragdgrüne Wasser folgte das so ganz andere Grün des Rasens und der Bäume in den Parks der kaiserlichen Villas und den vielen anderen Privatwillen, welche zu beiden Seiten von Jalta das Ufer bekleiden; Städtchen und Dörfer, welche den Villen Platz gemacht zu haben scheinen, liegen in den Thalgründen weiter landwärts, von zahllosen Gärtchen der verschiedensten Farben umgeben; dann folgt Weideland, endlich der Pinienwald, welcher oben in Buchenwald übergeht und zuletzt der steile Absturz der nackten Felsen, an dessen

oberem Rande wir standen. Der Nordwind wehte eisig kalt hier oben am Paß, wir brachen daher sehr bald wieder auf. Wer es kennt, wie ungeschickt ein Pferd, welches es nicht gewohnt ist, auf einer Treppe geht, der wird das Geschick dieser Pferde im Aufsuchen der wenigen Stützpunkte, welche geeignet waren, den Hufen Halt zu gewähren, voll würdigen. Ohne die Last ihrer Reiter kamen sie ganz sicher und leicht vorwärts, ganz oben aber lag noch vom gestrigen Regen vollkommen durchweichter Schnee, den sie durchaus nicht betreten wollten. Als wir das eine doch dazu brachten, versank es gleich bis zum Halse, da half aber nichts, vorwärts mußten wir jedenfalls; wir waren die ersten Reisenden, welche in diesem Jahr den Paß zu Pferde passirten, es hielt wohl recht schwer, die Thiere hier durch zu führen, aber schließlich gelang es doch. Der Kamm der Jaila ist an dieser Stelle sehr schmal, man hat gleichzeitig den Blick auf das Südufer und in das Innere des Landes hinein; nach letzterer Seite neigt sich das Terrain allmählicher, während der Abhang nach Süden größtentheils senkrecht ist. Im Sommer, wenn der Boden trocken ist oder auch schon, wenn kein Schnee mehr liegt, muß der Ritt von Jalta hierher viel leichter sein; die Aussichten sind so schön, daß ich Allen, welche das Reiten oder Bergsteigen irgend gewohnt sind, sehr empfehle eine Exkursion hierher zu unternehmen, selbst wenn sie es nicht versuchen wollen,

Baſſiſchisarai auf dieſem Wege zu erreichen. Favre (Etudes Statigraphiques p. 27) führt an, daß am oberen Rande des Nordabhanges der Jaila eine dünne Schicht zu Tage liegt, von der ich ſchon oft geſprochen und die er ſo beſchreibt: Calcaire en bancs minces, fossilifère, riche en polypiers, nérinées, actéonelles et autres gastéropodes.

Trotz aller Mühe gelang es mir nicht, dieſe Schicht zu entdecken, welche ich bei meiner früheren Erkunſion ſchon vergeblich zu erreichen verſucht hatte. Viel Zeit durfte ich auch nicht verlieren, da ich noch einen langen Weg vor mir hatte. Ich hielt bei dieſem Ritt anſtatt der Nagaiſa (Peiſſche) ſtets meinen geologiſchen Hammer in der Hand. Wenn ich auch nicht die Verſteinerungen alle aufſuchen konnte, welche Favre nennt, ſo war mir ſeine vortreffliche Beſchreibung der Schichten, welche den Weg entlang nacheinander zu Tage treten, doch ſo lehrreich und erhöhte das Intereſſe dieſes Rittes ſo ſehr, daß ich ſie hier an Stelle einer von mir abzuſaſſenden Beſchreibung wörtlich wiedergeben will.

Favre, Etudes statigraphiques de la Crimée. p. 49.

Vallée de la Katcha.

Les couches du terrain jurasseque inférieur plongent alternativement au S. E. et au N. O. et disparaissent au nord de Bia-Sala, sous le terrain néocomien dont l'escarpement est traversé par la Katcha dans une gorge profonde. Ce terrain est composé de grès

puissants de couleur rougeâtre, alternant avec des marnes sableuses et contenant beaucoup de fossiles dont un grand nombre sont des espèces nouvelles. Au dessus se trouve un calcaire marneux, feuilleté, bleuâtre, plongeant faiblement au N. O. et qui appartient à la craie moyenne; il est surmonté d'une marne blanche qui occupe ici une grande étendue; elle est feuilletée, homogène, compacte, à grains fins, et renferme, surtout dans sa partie inférieure, des lits verdâtres, tandis que sa partie supérieure prend une teinte plus jaune et alterne, avec des grès. Elle forme la base du Mont Tépékerman, qui s'élève sur la droite de la vallée. Cette montagne donne la coupe complète du terrain crétacé supérieur et domine au loin la région environnante. Elle a l'apparence d'un cône à pourtour arrondi, à pentes assez rapides, tronqué au sommet et de 200 m. environ de hauteur au dessus de la vallée. La partie supérieure en est constituée par les couches de la craie blanche, qui contiennent les mêmes fossiles qu'à Inkerman. Elles se composent d'un horizon inférieur, dont l'épaisseur est d'environ 20 m., d'une craie un peu jaunâtre ou verdâtre dans laquelle on trouve beaucoup d'huîtres et de Pecten et d'un horizon supérieur dont la roche est remplie de petits fossiles, bryozoaires, polypiers, piquant d'oursins. Un grand nombre de cryptes sont creusées dans ces deux horizons; le banc supérieur est excavé de toutes parts. La coupe du Tépékerman correspond à celle du contre-fort crayeux qui s'étend un peu plus

à l'ouest. La Katcha le traverse dans une gorge resserrée et coule au delà de Katchi-Kalen, dans les calcaires de la craie, puis dans le calcaire nummulitique. Celui-ci commence par un banc marneux jaunâtre rempli d'*Ostrea gigantea*.

Par suite de la désagrégation des roches dont le calcaire nummulitique offre de si curieux exemples en Crimée, on trouve près de Mustaphabey une colonne naturelle, de ce terrain, de 7 m. de haut, exactement semblable à celles des environs de Varna figurées par M. Spratt.

Au calcaire nummulitique succèdent les marnes blanches, parcourues par la route de Bakchi-Seraï et qui vont plonger au N. O. sous l'escarpement du tertiaire supérieur. Elles sont surmontées par le calcaire à Helix, recouvert par les couches sarmatiques qui ont, comme à Sébastopol, une structure colique.

Si, au lieu de descendre la vallée de la Katcha, on se dirige du Tépékerman vers Bakchi-Seraï, on gravit au nord de cette montagne le contre-fort crétacé et l'on trouve, un peu en retrait du sommet de l'escarpement, un calcaire blanc qui forme soit la couche la plus élevée des terrains crétacés, soit la base du terrain tertiaire; plus en retrait encore, apparaît le terrain nummulitique, qui commence par la marne blanche à *Ostrea gigantea*. La ville ancienne de Tchoufout-Kalé est élevée sur le calcaire, tandis que la ville crypte qui porte le même nom se trouve dans les assises inférieures a et b. On descend de cette ville

à Bakchi-Sérai en les traversant. L'ancienne capitale de la Crimée est construite sur les couches de la craie et elle est au fond d'un vallon étroit dont les parois augmentent constamment de hauteur vers le S. E. Elle est dominée par le terrain nummulitique dans lequel on observe la succession suivante :

- 1) Marne jaunâtre, blanchissant à l'air, renfermant beaucoup d'*Ostrea gigantea*.
- 2) Calcaire nummulitique marneux, assez compacte, formant un escarpement.
- 3) Marne puissante, renfermant des rognons pyriteux; les *Ostrea gigantea* y sont plus rares; mais on y trouve beaucoup d'autres fossiles, Nummulites, *Serpula spirulaea*, Pecten, spondyles, gastéropodes.
- 4) Calcaire blanchâtre compacte, découpé par les agents atmosphériques en formes bizarres, pétré de nummulites.

Ce sont les couches supérieures qui renferment le plus de fossiles. Les nummulites y sont excessivement abondantes. Les autres fossiles y sont plus rares et leur conservation laisse à désirer. Ce sont :

Cancer sp.	<i>Spondylus</i> cf. <i>Eichwaldi</i> Fuchs.
Trochus sp.	<i>Ostrea latissima</i> , Desh.
Teredo sp.	—,,— <i>rarilamella</i> , Desh.
Cardium sp.	<i>Anomia intusstriata</i> d'Orb.
Pecten cf. <i>corneus</i> Son.	<i>Serpula spirulaea</i> , Lam.
Pecten sp. ind.	

plus les oursins, les nummulites et les orbitolites que j'ai indiqués dans le tableau général des fossiles de ce terrain.

Ich hatte mir den Profildurchschnitt, welcher dieser Beschreibung in dem Werke Favre's beiliegt, nebst einem Theil des Textes abgeschrieben, um sie beim Reiten in der Hand halten und immer mit der Natur vergleichen zu können. Bis zum Dorf Biuf Usenbasch führt der Weg noch recht steil bergab, von hier an wird seine Neigung immer geringer; dann folgt man einem Flüggen, welches sich in die Katscha ergießt. Unzählige Mal muß man durch den Fluß, oft reitet man lange Strecken mitten im Fluß oder auf den Grandbänken unmittelbar am Wasser, weil dieses das oberste Terrain ist, d. h. dem was in kultivirten Ländern „Weg“ genannt wird, am nächsten steht. Wo weiter ab vom Fluß hier und da sich noch ebenes Terrain befindet, ist es von tiefen Schluchten quer durchschnitten, welche zu passiren oder zu umgehen sehr viel Mühe machen würde. Bei Bia Sala drängt sich der Fluß durch die Schichten der unteren Kreideformation und der Charakter der ganzen Landschaft ändert sich mit dem Verschwinden der Juraschichten. Das feste Gestein dieser Juraformation bildet Abhänge mit oben ebenen Plateaus, während in dem weicheren Boden der unteren Kreideformation, die in allen möglichen Richtungen von Schluchten zerrissen ist, sich spitze Kegel und unzählige Thäler bilden.

Auch die Sitten der Bewohner ändern sich, sobald man aus den hohen Bergen herabsteigt. Es fiel mir sehr auf, daß während an der Südküste wie

in den Bergen die Frauen in den Dörfern unver-  
schleiert gehen und sich in ihren Arbeiten auch beim  
Vorbeireiten eines Fremden nicht stören lassen, hier  
ein altes Weib, welches ohne ihren Schleier nach  
Wasser gegangen war, sich gleich mit dem Rücken  
zu mir kehrte und so unbeweglich stehen blieb bis  
ich vorüber war.

Um die Dörfer her nehmen die Felder und  
Gärten allmählich an Ausdehnung wieder zu, auch  
Wasserleitungen zum Berieseln von Gärten sieht  
man sich hier und da vom Fluß abzweigen. Beim  
Dorfe Tartarkoi steht man vor der Stufe der oberen  
Kreide, welche wieder senkrechte hohe Abhänge bildet.  
Sehr schön ist der von der Hauptmasse des Abhanges  
abgetheilte einzeln stehende Berg *Tepeserman*: nach  
allen Seiten steil abfallend, bildet er einen abgestumpf-  
ten Kegel, mit vollkommen ebenem Gipfel; zwei der  
obersten Kreideschichten, namentlich die höher liegende  
sind von einer Menge Cryptenwohnungen ausge-  
höhlt, die jetzt allerdings nur von Vögeln bewohnt  
und meist auch nur von ihnen erreicht werden kön-  
nen. In den gleichen Schichten, der diesem Berge  
gegenüberliegenden Felswände sind ebenfalls sehr  
zahlreiche Cryptenhöhlen eingegraben. Zwei große  
Adler kreisten um den Gipfel des Berges und strichen  
mit unbeweglich ausgebreiteten Flügeln mehrmals  
ganz nah über mich hin, so daß ich eine selten  
günstige Gelegenheit hatte ihren Flug zu beobachten.  
Das Fliegen einiger der größten Vögel ohne flügel-

schlag, z. B. der Condore, ist ein Thema über welches oft gestritten worden ist. Man behauptet an Stelle des flügel-schlages finde ein Vibriren der flügel oder gar der einzelnen federn statt. Doch ist solches durch genaue Beobachtung widerlegt worden, man sieht die einzelnen großen Schwungfedern, wenn der flügel vollkommen ausgespannt ist, von einander getrennt, so daß feine Streifen des blauen Himmels zwischen ihnen ganz deutlich sichtbar bleiben; fände eine vibrirende Bewegung statt, so könnten diese feinen Spalten nicht so scharf begrenzt sichtbar sein, sondern die Umrisse der Schwungfedern müßten in einander verschwimmen, was aber nicht der fall ist.

Richtiger mag schon die Behauptung sein, daß der Vogel beim Streichen mit dem Winde seine flügel derart stellt, daß der Wind besser hinein-fassen kann, während er sie möglichst parallel der Luftströmmung hält, wenn er sich gegen den Wind wendet. Die Reibung an der Luft muß aber jedenfalls einen Verlust von lebendiger Kraft bewirken, so daß er nothwendig doch immer mit dem Winde weiter getragen wird, als er vom Schwunge wieder gegen den Wind zu gleiten vermag. Welche Kraft ihn aber schwebend erhält oder gar in die Höhe treibt, bleibt hierbei unerklärt und es ist Thatsache, daß der Vogel ohne flügel-schlag in großen Kreisen immer höher und höher steigen kann, ohne vom Winde leewärts fortgetrieben zu werden. Da die

Stellung des Adlers zu mir, bei jeder Wendung die er machte, natürlich gleichzeitig wechselte, so daß ich ihn bald von vorne, bald von der Seite oder von hinten und mehr oder weniger von unten sah, war es mir unmöglich genau zu erkennen, wie die Stellung der Flügel zur Windrichtung wechselte; für wahrscheinlich halte ich es allerdings, daß der Adler die Luftbewegung benutzt, vollständig erklärt kann auf diese Weise aber nicht werden, wie der Vogel dabei steigen und gegen den Wind fortkommen kann, was wie gesagt, beides stattfindet. Was ich aber ganz deutlich gesehen, war, daß der Adler den Kopf und den Hals bis an den Rumpf hin mit großer Hefigkeit nach beiden Seiten bewegte und zwar so stark, daß der Kopf die rechtwinklig vom Körper ausgestreckten Flügel berührte. Die Art der Bewegung hielt etwa die Mitte zwischen einer einfachen Pendelschwenkung und der Windung einer Schlange, sie wurde so energisch ausgeführt, daß mir diese für unser Auge beim Vogelflug ungewohnte Anstrengung fast komisch erschien. Ferner habe ich sehr deutlich und wiederholt gesehen, daß der Adler seinen breit gespannten Schwanz nicht bloß wie ein Steuer zum Wenden benutzte, sondern von Zeit zu Zeit drei bis vier kräftige Schwenkungen mit demselben ausführte, genau so wie ein Matrose mit einem Ruder, das er hinten am Boot hin und her bewegt, rudert. Wenn man also sagt, der Vogel fliege ohne zu rudern, so kann das nur auf das Rudern mit den Flügeln

bezogen werden, mit dem Halse und mit dem Schwanz rudert er wohl. Der ausgebreitete Schwanz ist im Vergleich zu seinem Körper so sehr viel größer als das Ruder im Vergleich zum Boote, daß alles Räthselhafte der Bewegung schwindet, wenn man auf die mit dem Schwanz und Halse ausgeführte Arbeit achtet. Die Bewegungen des Halses sind nicht immer gleich heftig und das Rudern mit dem Schwanz findet verhältnißmäßig selten statt. Obgleich es nicht immer leicht ist zu beurtheilen, ob der Vogel rasch oder langsam fliegt, da die Entfernung und Richtung zum Beobachten beständig wechseln, so habe ich doch den Eindruck gehabt, daß der Adler wenn er mit großer Geschwindigkeit mit dem Winde oder hinab glitt, nur wenig oder gar nicht ruderte, strich er aber gegen den Wind und nahm die Geschwindigkeit der fortschreitenden Bewegung ab, dann wurden die Schwankungen mit dem Halse energischer. Die Ruderbewegungen mit dem Schwanz wurden nur gelegentlich ausgeführt, aber waren allem Anscheine nach von großer Wirkung.

Dieses Thema ist eben (1883) in der englischen Zeitschrift Nature behandelt worden, ohne daß dieser Schwanz- und Halsbewegungen, welche mir das Wesentlichste zur Lösung des Räthfels zu sein scheinen, Erwähnung gemacht worden sei. Aber schon in den Jahren 1826 bis 1830, als Ch. Darwin die Welt umsegelte, schrieb er in sein Tagebuch über den Flug

des Condors (Naturalist's voyage round the world London 1876 p. 186): „The head and neck were moved frequently, and apparently with force; and the extended wings seemed to form the fulcrum on which the movements of the neck body and tail acted.“

„Der Kopf und Hals wurden häufig bewegt, dem Anscheine nach mit Kraft; und die ausgebreiteten Flügel schienen das Fulcrum zu bilden, auf welches die Bewegungen des Halses, Körpers und Schwanzes wirkten.“

Das ist eine sehr einfache Erklärung an Stelle der vielen mehr oder minder raffinirten Erklärungsversuche und scheint mir jedenfalls die wesentlichsten Gründe zu geben, welche diesem auf den ersten Blick so räthselhaften Vogelflug ohne Flügelschlag ermöglichen. Doch sei es mir gestattet noch einen anderen Gedanken auszusprechen, welcher mir bei dieser Gelegenheit aufgestoßen ist, den ich aber durch keine Beobachtung zu begründen vermocht habe und für den ich sogar nicht unbedingte Wahrscheinlichkeit beanspruchen will. Es können neben dem Rudern mit dem Halse und Schwanz auch noch andere Momente beim Schweben der Vögel mitwirken.

Wenn wir regungslos auf dem Wasser schwimmen wollen, suchen wir die Brusthöhle so weit als möglich auszudehnen, um durch diesen mit Luft gefüllten Hohlraum unseres Körpers das specifische Gewicht desselben zu vermindern. Die Brust der Vögel ist

mit einem sehr kräftigen Brustknochen, an welchem starke Muskeln sitzen, ausgerüstet. Die Lungen der Condore und anderer hoch fliegender Vögel sind derart eingerichtet, daß sie in einer Höhe zu athmen vermögen, wo die Luft bereits schon so verdünnt ist, daß andere Erdenbewohner dort ersticken. Wäre es nun nicht auch denkbar, daß diese Vögel im Inneren ihres Brustkastens einen luftverdünnten Raum herzustellen vermögen, welcher das specifische Gewicht ihres Körpers vermindert und das Schweben oder gar das Aufsteigen desselben erleichtert. Noch mehr, die Federkiel, das lockere Mark und all die Zellen im Inneren der Vogelfknochen, brauchen nicht nothwendig immer mit Luft oder Gasen von der Dichtigkeit der Atmosphäre an der Erdoberfläche angefüllt zu sein. Wir dürfen uns auch die Möglichkeit denken, daß alle diese Zellen wie kleine Luftballons mit leichter Luft, wenigstens gelegentlich gefüllt sein könnten, solches würde ganz analog der in den fischen befindlichen Schwimmblase das specifische Gewicht des Vogelförpers reguliren und das Schweben in der Luft, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, erleichtern können. Das Mikroskop hat den Botanikern Klappen und Ventile gezeigt, welche in den Membranen der Pflanzenzellen die Bewegung der Flüssigkeiten regeln, dürfte es nicht auch ähnliche Vorrichtungen bei den Federkielen geben? Die dünnen Häute im Federkiel könnten durch eine Art antiperistaltischer Bewegung einen Theil

der darin befindlichen Luft auspumpen und so den luftverdünnten Raum herstellen.

Mein müdes Pferd gab mir zu solchen Gedanken alle Muße, aber es zogen Regenwolken auf und ich setzte es für einige Zeit in Galopp, um Baktshisarai vor dem Regen zu erreichen.

Nachdem man zwischen diesen Abhängen heraus in die hier noch sehr oft von Schluchten zerrissene Steppe gekommen, sieht man die alte Chanenstadt Baktshisarai ganz unerwartet im Grunde einer solchen Schlucht zu seinen Füßen liegen. Mein Freund N., der über Sewastopol schon gestern hier eingetroffen war, hatte für mich Suppe und Cotelett bereit halten lassen; ich erkannte diese Aufmerksamkeit um so mehr an, als hier beides nicht leicht zu finden ist und da ich ohne Kaffee zu trinken am Morgen ausgeritten war, den ganzen Tag über auch nur ein Butterbrot und 2 Apfelsinen genossen hatte.

Mit Erlaubniß des Gouverneurs wohnten wir im alten Chanenpalast. Obgleich das Gebäude mitten in der Stadt liegt, ist es von der einen Seite durch ein Flüßchen und von der anderen durch Mauern und eine ganz aus Stein gebaute Moschee, doch in so weit geschützt gewesen, daß es die beiden Brände, welche die übrige Stadt zur Zeit der Eroberung durch die Russen gänzlich zerstört haben sollen, überdauert hat. Der Fürst Woronzoff, dessen Namen man hier so oft nennen hört, wo etwas zum Besten des Landes geschehen ist, hat den alten

Palast wieder restaurirt und einen zerstörten Flügel wieder aufgebaut, in welchem Reisende nach eingeholter Erlaubniß des Gouverneurs auch wohnen können, was einem den Besuch dieser höchst interessanten Stadt sehr erleichtert, da das tatarische Gasthaus hier höchst mangelhaft ist.

Am 21. April (3. Mai) machten wir eine Excursion zum Uspenskschen Kloster, welches in alten Kryptenwohnungen im Felsen eingerichtet ist, aber sonst nichts Sehenswerthes enthält. Schon in den Stufen der Treppe, welche in den Felsen gehauen ist und zum Kloster führt, bemerkte ich drei sehr schöne Austermuscheln, — in der Diele der Kirche und in den Wänden auch noch viele andere Versteinerungen. — Von hier ritten wir auf die andere Seite des Thales in die alte jetzt ganz verlassene Karaïmenstadt Tschufut - kalé. Trotz der langen tatarischen Herrschaft und des Islams, welcher mit Gewalt allen unterjochten Völkern aufgedrängt wurde, hat sich hier unmittelbar bei der alten Chanenstadt die Religion und Bevölkerung der Karaïmen vollkommen zu erhalten vermocht. Die Karaïmen sind ein jüdischer Stamm, welcher, wie sie selbst behaupten sollen, nach der Babylonischen Gefangenschaft sich in der Krimm angesiedelt habe. Jedenfalls sind es Sectirer der mosaïschen Religion, welche den Talmud und die anderen Schriften und Satzungen jüngeren Datums nicht anerkennen, sondern sich nur an die 5 Bücher Mose halten. Jetzt

sind sie an mehreren Orten in der Krimm ansässig, tragen mehr oder weniger tatarische Tracht und unterscheiden sich auch in ihren Gesichtszügen recht merklich von den Juden. Tschufut-kalé muß eine für frühere Verhältnisse recht feste Stadt gewesen sein; von zwei Seiten durch steile Schluchten begrenzt, hat sie auf der dritten eine hohe Mauer mit einem eisenbeschlagenen Thor, das sich noch jetzt in seinen Angeln dreht, — es sieht den Thoren von Jerusalem ähnlich — und eine vor der Stadtmauer in den Felsen gehauene Cisterne erinnerte mich ebenfalls an die so häufig vor den Städten Palästinas sichtbaren Cisternenreste. Die tatarischen Chane sollen sich gelegentlich vor ihren Feinden in diese feste, die fast eine Citadelle von Bastschisarai genannt werden könnte, zurückgezogen und sich von hier aus vertheidigt haben. Auch verhältnißmäßiger Wohlstand scheint hier bestanden zu haben; die Mauern der jetzt verfallenden leeren Häuser sind meist aus Stein gebaut und stehen bis heute noch aufrecht. Der Anblick dieser dachlosen Häuserreihen erinnert, wie mein Reisegefährte N. sehr richtig bemerkte, etwas an Pompeji. Nur ein einziges Haus ist noch bewohnt; dort lebte bis vor Kurzem der bekannte Forscher nach alten hebräischen Handschriften Kabra Firkowitsch; er hat den Kaukasus, Egypten, Syrien 2c. bereist, in Kirchen und Klöstern gesucht, das Interessanteste gesammelt, entziffert, mit Leidenschaft studirt, aber schließlich, treu dem prac-

tischen Sinn seiner Stammesgenossen, für namhafte Summen verkauft. Das Meiste von seinen, wie man sagt, höchst werthvollen Sammlungen, soll sich jetzt in der Petersburger Bibliothek befinden. Er ist vor Kurzem gestorben und seine Familie bewohnt jetzt noch sein Haus. Die übrigen Karaïmen sind alle nach Baktischisarai, Eupatoria, Jalta und anderen Städten ausgewandert. — Den ganzen Vormittag verbrachte ich darauf noch an den Abhängen, die hier sehr reichlich vorhandenen Versteinerungen sammelnd. Wo der Fels vom Regen ausgewaschen ist und die verschiedenen Muscheln in allen möglichen Stellungen halb zu Tage treten, kann man sie auf das schönste sehen, aber mitnehmen kann man diese kaum, denn der Fels ist doch recht hart und die Muscheln zu zart um sich aushauen zu lassen. In den Schichten weichen Mergels eingebettet findet man aber oft recht schöne Exemplare, von denen selbst dem Laien auf dem Gebiet der Geologie die großen Muscheln der *Ostrea gigantea*, die bis 25 cm oder 10 Zoll Durchmesser erreichen, interessant erscheinen müssen.

Am Nachmittag fuhren wir in einer gemietheten Fuhrmannskalesche, die auch hier zu haben sind, nach Simferopol. Unterwegs verbrachten wir einige Stunden auf dem Gut Alminsk an der Alma. Bis vor wenig Jahren soll jährlich für 12 bis 15,000 Rubel Obst aus den großen Gärten dieses Gutes verkauft worden sein, der strenge Winter des

Jahres 1879 hat aber hier so großen Schaden angerichtet, daß die Obsternte jetzt kaum die Hälfte der früheren ausmacht. Alle Wallnußbäume z. B. sind erfroren; dennoch habe ich nirgends in Europa einen so schönen und ausgedehnten Bestand von Apfelbäumen gesehen wie in einigen Theilen dieses Gartens. Die Stämme waren 4 Faden (ca. 8 m) von einander entfernt, nicht sehr hoch, die flachen Kronen aber so mächtig entwickelt, daß sie ein ganz ununterbrochenes Laubdach bildeten, welches von den geraden glatten Stämmen in regelmäßigen Abständen getragen, eine prachtvolle Halle bildete, wie ich sie auch bei keiner anderen Pflanzung entfernt ähnlich gesehen habe. Der Boden war mit einem sehr üppigen Rasen bedeckt, nur um jeden Stamm her war im Umkreise von mehreren Fuß die Erde aufgelockert. Alle Obstbäume dieses Gartens werden durch Rieselgräben aus der Alma bewässert. Zu beiden Seiten liegt noch viel Land, welches als Obstgarten ausgenutzt werden könnte. Der Besitzer führte uns sehr liebenswürdig überall umher, fuhr mit uns auch in die Steppe, welche in der Nähe des Gutes beackert ist, dort wurden eben Arbusen (Wassermelonen) gesäet; weiterhin liegt die Steppe wüste. An den Abhängen wachsen wilde Spargel, die sehr aromatisch sein sollen und ganz besonders viel wilde Päonien. Auch ein Weinberg ist hier an einem Abhange angelegt; die Weinstöcke müssen zum Winter dick mit Erde bedeckt werden,

um sie vor dem Erfrieren zu schützen; der Wein ist als sogenannter Landwein ganz trinkbar und schwächer als der vom Südufer. — Es war schon ganz dunkel als wir Simferopol erreichten, ich stieg bei dem Herrn von A. ab; er mußte am folgenden Morgen nach Saki fahren, um in dem dortigen Badeort die erforderlichen Bauten und Reparaturen für den nächsten Sommer zu bestellen und schlug mir vor ihn zu begleiten, was ich natürlich sehr gerne annahm. Es sind 45 Werst; wir fuhren schon um 6 Uhr aus, folgten anfangs der nach Perekop führenden Chaussee, bogen dann nach links ab, wo unser Weg sich nur durch die schnurgerade aufgestellten Telegraphenpfosten, in deren Nähe wir immer blieben, von der übrigen Steppe unterschied. Es begegneten uns zahlreiche Wagen, die Korn zur Stadt brachten und meist von deutschen Colonisten gelenkt wurden. Die Wagen waren alle nach einem Muster gebaut; diese modernen Colonistenwagen sind viel leichter als diejenigen, welche aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammen und die ich auch noch gekannt habe; sie haben hier die russische Telega vollkommen verdrängt; auch die Post expedirt jetzt zum Wohl der Reisenden hier nur in solchen Wagen, welche für 2 Pferde leichter zu ziehen sind, als die mit der Troika (Dreigespann) bespannte Telega, die noch in dem größten Theil Rußlands in Gebrauch ist. Wir fuhren an mehreren Dörfern vorüber; die Häuschen sind sehr klein und alle An-

zeichen sprechen für ziemlich Unbemitteltheit der Bewohner. Auf halben Wege tränkte unser Fuhrmann seine Pferde bei einem Brunnen; hier lag ein größeres Gut mit steinernen Häusern, es gehörte einem deutschen Colonisten. Wir nähern uns Saki; Am Ufer einer flachen Lagune steht ein Haus mit flachem Ziegeldach, nicht ein Baum, nicht ein Strauch, nicht das geringste Rudiment eines Weges sind sichtbar, die Oede ist so vollkommen, daß man sich fragt wie die armen Patienten sich überhaupt entschließen können hier Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu erwarten. Als wir auf der anderen Seite des Hauses vorfuhren, wurde der Eindruck etwas günstiger, einige Akazien und Pflaumenbäume vertreten doch etwas Vegetation und Grandwege führen um Beete, welche man im Sommer zu bepflanzen versucht. Verdorrte Sträucher zeugten aber davon, daß solches nicht immer gelinge. Bisher unterhielt die Regierung diesen Badeort; er kostete ihr viel und man klagte noch mehr. Jetzt hat die Landschaft des Gouvernements die Verwaltung übernommen, er kostet ihr auch noch jährliche namhafte Summen und kommt dem Begriff, welchen man mit einem Badeort zu verbinden gewohnt ist, allerdings noch durchaus nicht nahe, aber es geht doch schon sehr viel besser. Im vorigen Jahr besuchten 330 Kranke den Ort, dabei bleibt jeder nur 3 Wochen hier, die ganze Saison dauert 2 $\frac{1}{2}$  Monate. Der Arzt, alle Beamten, Leute, die ganze Haushaltung müssen für diese kurze

Saison beschafft werden, was hier in der Steppe besonders schwierig ist. Auf dem Boden der Lagune liegt hier der bekannte schwarze Schlamm, wie man ihn in den meisten Salzlachen findet; dieser wird auf einer ebenen Tenne als flacher Kuchen ausgebreitet, der Patient hineingelegt und mit dem Schlamm ganz bedeckt, man nennt die Operation hier „einmauern“; nur der Kopf bleibt frei und wird durch einen Sonnenschirm geschützt, — das Übrige aber der Sonnengluth ausgesetzt, welche die Temperatur des Schlamm's mitunter bis auf  $40^{\circ}$  R. zu erhöhen im Stande sein soll. Nachdem der Patient so 20 Minuten bis zu einer Stunde geradezu gekocht worden ist, wäscht man ihn mit warmen Meerwasser ab, worauf er in Decken gewickelt im Bett noch weiter transpirirt. Die Behandlung soll für rheumatische Leiden und durch das fürchterliche Transpiriren auch für alle Leiden bei denen eine Reinigung des Blutes nothwendig ist, von großer Wirkung sein. Als Nachkur werden meist warme Seebäder gebraucht; das dazu benutzte Wasser der Lagune soll so salzhaltig sein, daß das Athmen, während man im Bade sitzt, schwer fällt und man sich an die Wände der Wanne stützen muß, um nicht oben auf zu schwimmen. —

Die Inspection der Gebäude ergab, daß der Frost und das Salzwasser am Bewurf der Badezimmer, den Dielen und der ganzen Badeeinrichtung viel Schaden angerichtet und große Reparaturen

nothwendig gemacht hatten, außerdem befaß St., um für die Kurgäste möglichstes Behagen hier zu schaffen, eine Anzahl großer schattiger Verandas herzurichten, auch der Garten im Innern des Hofes sollte neu bepflanzt werden.

Ich besah noch das große hier bestehende Salzwerk; das Meerwasser der Lagune wird durch Schneckenpumpen etwas gehoben und in flache Teiche geleitet, wo es durch die Sonnenwärme verdunstet, das Salz wird mit Schaufeln in großen Haufen am Ufer aufgeworfen, und bleibt erforderlichen Falls auch über Winter ohne Dach so liegen. Im vorigen Jahr wurden hier 3 Millionen Pud Salz gewonnen.

Auf dem Heimwege hätte ich gern eine hier in der Nähe befindliche Estencolonie besucht. Estnische Bauern haben ein ganzes Gut gekauft und sich getheilt; es soll ihnen sehr gut gehen. Leider war es dazu zu spät geworden. Es wurde bald so dunkel, daß wir nur langsam fahren konnten und erst spät in der Nacht Simferopol erreichten. Gestern Abend, es war der 25. April (5. Mai) nahm ich von meinem Wirth und seiner liebenswürdigen Gemahlin Abschied, zugleich auch von der schönen Natur der Krimm und fuhr zur Bahn, wo ich bis 3 Uhr Nachts auf den Zug wartete, welcher mich jetzt wieder durch die weiten Flächen der Steppe fährt. Die reichen Landstriche der deutschen Colonien liegen bereits hinter mir.

Ich kann mich bei dem schroffen Wechsel des Reichthums dort und der Armuth der russischen Dörfer, einer Bemerkung über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung nicht enthalten. Als Beweis der Richtigkeit dieser Thatsache will ich in der Uebersetzung der St. Petersburger Zeitung eine Correspondenz eines russischen Blattes aus der Krimm anführen, von der man jedenfalls keine Parteilichkeit zu Gunsten der deutschen Colonisten annehmen wird.

St. Petersburger Zeitung Nr. 307, 15. Nov. 1885.

„Aus der Krimm . . . . . Recht befremdliche ökonomische Erscheinungen treten hier zu Tage. Zu ein und derselben Zeit hört man über die niedrigen Getreidepreise und über das rapide Steigen der Bodenpreise klagen . . . . . Warum wird nun aber das Land theurer? In Gesprächen über die Sache begegnet man häufig dem Hinweis auf „den Deutschen.“ Der Deutsche treibt den Preis in die Höhe, der Deutsche reißt das Land an sich, wo und so viel er nur irgend kann, der Deutsche läßt den Bauer (МУЖИКЪ) nicht zum Lande zu und überbietet ihn bei jedem von ihm beabsichtigten Landkauf. Dieses starke Streben des deutschen Colonisten, das Land an sich zu reißen, ist besonders in letzter Zeit zu Tage getreten und hat markante Erscheinungen in seinem Gefolge. Nehmen wir z. B. die nördlichen Kreise der Krimm — Perekop und Eupatoria, welche von Alters her den Ruf hatten, am wenigsten

fruchtbar, wasserarm und billig in Bezug auf Grund und Boden zu sein. Als vor einigen Jahren in der Landschaftsversammlung die Rede war von der Repartirung der Grundsteuer, meinten einige Landschaftsdeputirte, für sechs Rubel pro Dessjatine könne man den ganzen Kreis Eupatoria und für 10 Rubel pro Dessjatine ebenso den ganzen Perekop kaufen. Was aber nun? In eben diesen Kreisen zahlt man jetzt für die Dessjatine 30 bis 40 Rubel. In dem Eupatoria benachbarten Kreise Simferopol wurde unlängst das einige Tausend Dessjatinen große Gut Kontugansk zu 43 Rubel pro Dessjatine verkauft. Im Hinblick auf solchen hohen Kaufpreis machen sich auch die anderen Grundbesitzer mit ihrem Boden theuer und sprechen schon von 50 und 60 Rubeln. Im Kreise Feodosia soll man sogar 80 Rubel zahlen. Warum? Alles macht der Deutsche. Seht Ihr, so heißt es, jetzt haben die Deutschen von hinter Perekop her angefangen, sich in diesen Kreisen zu zeigen. Sie fürchten den Wassermangel nicht. Sie kommen mit Geld und in ihren Colonien haben sie große Gemeindef kapitalien. Der Deutsche läßt sich nicht dadurch abschrecken, daß er für die Anlage eines Brunnens einige tausend Rubel hingeben muß. Selbst davor fürchtet er sich nicht, daß an manchen Punkten der Steppe überhaupt kein Wasser zu finden ist. Geackert muß werden — hinter den Ackernden her wird eine Tonne mit Wasser gefahren und das Vieh wird getränkt. Jetzt haben die Deutschen angefangen,

auch die Steppe unter den Pflug zu nehmen, die früher wüßt lag. Ihre Landaufkäufe und Neuländereien sind in rapidem Fortschreiten begriffen. Der Deutsche schafft Maschinen an zum Säen und Mähen, er behilft sich mit einer geringen Zahl von Arbeits Händen und läßt den Feldarbeiter (МУЖИКЪ) nicht einmal den Arbeitslohn gewinnen. — Binnen Kurzem erwartet man hier die Eröffnung einer filiale der Bauernlandbank. Die Nachfrage nach Land ist bei den Bauern groß. Kaum hörten sie von der Bank, als sie sich auch sofort an's Gouvernementsamt, an die Gesellschaft gegenseitigen Credits — überhaupt überall dorthin wandten, wo es auch nur nach Kredit riecht. Aber der Deutsche hat dem Muschik schon eine Reihe von Ueberraschungen vorbereitet; erstens hat er die Landpreise in die Höhe getrieben, und zweitens hat er es bereits fertig gebracht, viel solchen Landes an sich zu bringen, das ohne seine Dazwischenkunft den Bauern in die Hände gefallen wäre. Und er fährt in diesem Ueberbieten fort. Wo aber der Deutsche sich erst festgesetzt hat — das bestätigen Euch Alle — da ist es unmöglich, ihn auszuräuchern. Gar zu gern kauft er Land, aber für nichts in der Welt will er wieder verkaufen. Er setzt sich eben ganz fest. Er fürchtet sich auch nicht vor dem Steigen der Bodenpreise. Im Gouvernement Jekaterinoslaw z. B. war der gewöhnliche Preis pro Dessjatine 40 bis 50 Rubel, zu welchem Preise es auch den Bauern gelang, Land

zu erwerben. Vor Kurzem aber kaufte ein Deutscher zu 60 Rubel, alsbald boten ihm die Bauern 90 R., aber der Deutsche nahm die 90 R. nicht. Die Geneigtheit des Bauern, theuer zu zahlen, erklärt sich u. A. auch durch die Furcht, der Deutsche könnte ihn überbieten. Durch diesen Umstand dürften der Bauernlandbank und ihrer Thätigkeit gar manche und nicht geringe Schwierigkeiten erwachsen. Man wird große Darlehen bewilligen müssen, für die sich schließlich doch nur wenig kaufen läßt. Ueberhaupt wenn die deutschen Colonisten auch künftig so unbehindert Land ankaufen werden, wie seither, so lassen sich nicht wenig Verwickelungen vorhersehen, um so mehr, als es in Neurußland überhaupt viel Landlose giebt oder solche Bauern, die auf der ihnen zugetheilten geringen Scholle sitzen und denen man auf irgend eine Weise aus ihrer schwierigen Lage heraus helfen muß. Die neurussischen Gouvernements sind sehr ausgedehnt und weit besser gelegen, als die centralen Gouvernements des Schwarzerdedistrikts und trotzdem treten auch in ihnen Auswanderungsbestrebungen zu Tage, weil es ebenso wie dort zu eng wird. Ist das etwa normal.“

Nach meinen vielen Reisen habe ich durchaus die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht sowohl an der Rasse der Menschen liegt, wenn die deutschen Colonisten in Rußland jetzt so vortrefflich gedeihen, während unter den gleichen klimatischen und Bodenverhältnissen die russischen Bauern verarmen, als

daran, daß bei den Colonisten wirklicher Besitz des Grundes und Bodens besteht, mit der Möglichkeit durch Faulheit oder Verschleuderung diesen Besitz zu verlieren und der Gewohnheit durch Fleiß und Sparsamkeit größeren Grundbesitz zu erwerben. Beim Gemeinbesitz des Grundes und Bodens aber, wie er bei der Wolost (Dorfgemeinde) besteht, ist es unmöglich zwei Stücke des Gemeindelandes zu erwerben; das eine Stück aber kann auch bei der größten Faulheit und Lüderlichkeit seinem Inhaber niemals verloren gehen. Ferner muß wegen der gemeinsamen Garantie aller Bauern einer Gemeinde für Abgaben und alle sonstigen Zahlungen der ordentliche Wirth nicht nur für sich, sondern auch für seinen faulen Nachbar zahlen, das Ansammeln von Capital ist also auch dem Sparsamen sehr erschwert.

Diese Umstände stumpfen die beiden großen Sporen, welche allein den Menschen zur Arbeit zu treiben vermögen: Die Möglichkeit zu verhungern und die Möglichkeit zu erwerben, so sehr ab, daß eben der Zustand eintritt, welcher jetzt leider in dem größten Theile Rußlands, wo der Gemeindebesitz des Bodens eingeführt ist, besteht. Die Abgabenrückstände mehren sich in diesen Districten, aber auch nur in diesen, alljährlich und die Erträge der Felder nehmen ab, bis sie zum Fristen des Lebens der sie bearbeitenden Bauern kaum mehr genügen. Diese Ertragsabnahme der Felder, nicht die

Uebervölkerung ist es, welche in den Leuten das Verlangen zur Auswanderung weckt. Der Traum unserer jungen Socialöconomen: die sogenannte „Pest Europas“, „die Arbeiterklasse“, in Rußland überhaupt nicht zur Existenz kommen zu lassen, wird durch den Gemeindebesitz bis zu einem gewissen Grade, bereits verwirklicht. Daher aber stockt die Production im Lande, weil es eben an Arbeitern fehlt, denn so weit die Wolost eingeführt ist, hat jeder Verheirathete selbst sein Landstück, oder soll doch nach dem Gesetz eins haben.

Ich wiederhole nochmals: es ist nicht sowohl die Rasse und es ist nicht das Klima oder der Boden, welche das Aufkommen der russischen Bauern behindern und den Wohlstand der deutschen Colonisten bedingen. Wo nur in Rußland kein Gemeindebesitz besteht, geht es bei gleichem Klima mit der Landwirthschaft besser und stellenweise sogar sehr gut. An der Wolga aber, wo ich vor 22 Jahren die deutschen Colonien in schönster Blüthe sah, ist jetzt, seit die Wolost dort eingeführt worden, auch bei den deutschen Colonisten Verarmung eingetreten. Trotz aller Eigenthümlichkeiten, die man der deutschen Rasse zuschreibt, werden sie jetzt wanderlustig, ziehen nach dem Kaukasus oder andern Gegenden hin aus und verlassen ihre einst so blühenden Dörfer.

Daß es nicht möglich war in einem so großen Reiche wie Rußland, den Bauernstand von der Leibeigenschaft zu befreien und zum Landbesitzer zu

machen, indem die Staatsregierung mit einem jeden einzelnen Individuum verhandelte, für seine Zahlungen dem Gutsbesitzer gegenüber Garantie leistete zc., mag richtig sein, die Staatsregierung konnte sich weit leichter auch in Betreff der Abgaben an die Gemeinde als an den Einzelnen halten. — Daß dieser unstete Wechsel des Grundbesitzes aber die Bauern durchaus nicht befriedigt, sie sich vielmehr nach Kräften bemühen ihn in dauernden Besitz umzuwandeln, das beweist der Umstand, daß die gesetzlich alle 4 Jahre zulässige Umtheilung des Bodens von ihnen nach Möglichkeit vermieden und in allen Gegenden wo es mit der Landwirthschaft einigermaßen gut geht, selten oder gar nicht mehr vorgenommen wird. Dort allerdings, wo Branntweinspenden an die Gemeindeverwaltung seitens der Interessirten es durchsetzen, und leider ist das durchaus nicht selten, geschieht, zur Verzweiflung der ordentlichen Bauern, die Umtheilung häufig, dort stockt aber auch alle landwirthschaftliche Leistung.

Viele Bauern geben die ihnen zukommenden Landantheile ganz auf und ziehen es vor in den Arbeiterstand zu treten. Auch einzelne Wohlhabende verlassen ihre Gemeindelandantheile, um, nach freier Vereinbarung ohne Vermittelung oder Hülfe der Staatsregierung, privaten Grundbesitz zu kaufen. Obgleich solches der gewohnten Ordnung entgegen ist, gedeihen trotz aller Schwierigkeiten, mit denen diese Pioniere zu kämpfen haben, solche wirkliche

Grundbesitzer immer besser, als die Theilhaber am Gemeindelande.

Wenn der Bauer weiß, daß die von ihm gemachte Melioration seines Ackers wirklich ihm und seinen Kindern zu Gute kommen und nicht bei der nächsten Landumtheilung an den Nachbar übergehen wird, dann wird seine Leistung in der Landwirthschaft und die Ertragsfähigkeit des Bodens auch bei unserem Klima auf einmal wieder gut und wenn erst alle wissen werden, daß sie durch Fleiß und Sparsamkeit nicht nur des Nachbars Feld erwerben und ihren Kindern vererben, sondern durch Faulheit und Lüderlichkeit auch ihr eigenes Landstück verlieren können, dann werden sie jedenfalls mit mehr Eifer als bisher zu erwerben suchen und ganz bestimmt bessere Resultate erzielen. Auch wird der Bauer als seines eigenen Glückes Schmied, dann nicht mehr alle Hülfe wie jetzt einzig und allein von der Staatsregierung erwarten.

Sehr merkwürdig ist noch ein anderes Resultat, welches durch das Reglement der Wolost veranlaßt worden ist. Dieses künstliche System des Gemeinbesitzes, bei welchem der Grundbesitz nicht erworben, sondern das Land an alle verheiratheten Glieder der Gemeinde in gleich großen Stücken vertheilt wird, ist das Ideal gewisser Nationalöconomen auch im westlichen Europa. Hier ist dieses große Experiment, durch welches die Armuth abgeschafft und Alle

glücklich gemacht werden sollen eben in vollem Gange und was sind die Resultate?

In den meisten Gegenden ist die Sterblichkeit unter den Kindern und Säuglingen so erschrecklich groß geworden, daß die Bevölkerung abnimmt, obgleich nirgends in der Welt der Drang zum frühen Heirathen so groß ist wie er es hier geworden.\*)

\*) Nach H. von Samson „Vom Lande“ 1883 p. 23 betrug das Alter unter 10000 Eheschließenden:

der Männer

In	Jahre:						?
	unter 20	20—30	30—40	40—50	50—60	60+x	
Schweden	6	5743	2995	812	444		—
Preußen	82	6634	2309	635	263	77	—
Norwegen	161	6009	2713	746	340		—
England	350	7309	1441	514	264	122	—
Livland	532	5252	2813	865	388	145	—
Rußland	3734	4279	1221	554	182		30

der Frauen

In	Jahre:						?
	unter 20	20—30	30—40	40—50	50—60	60+x	
Schweden	509	6430	2322	591	184		—
Preußen	1110	6857	1519	409	92	13	—
Norwegen	933	6574	1846	533	114		—
England	1486	6803	1112	413	150	36	—
Livland	2250	5820	1502	382	44	2	—
Rußland	5727	3341	639	231	31		29

(Ebenda Pag. 28. und 29.)

Auf eine Eheschließung entfallen in:

Frankreich . . . . .	3,2 Kinder,
Dänemark . . . . .	3,9 „

Fast ebenso viele Männer heirathen schon unter 20 Jahren als in den 10 Jahren

Livland flaches Land (1870—1872)	4,08	Kinder,
der Schweiz	4,1	„
England mit Wales, Holland, Norwegen	4,3	„
Deutschland, Belgien, Baiern	4,4	„
Preußen, Sachsen, Baden, Oesterreich	4,5	„
Schweden	4,6	„
Schottland	4,9	„
dem europäischen Rußland	5	„
Irland	5,7	„

Auf eine Eheschließung entfallen (pro 1867) in:

Ssmolensf	4,46	Kinder,
Kaluga	4,84	„
Twer	5,10	„
Kostroma	5,10	„
Jaroslau	5,34	„
Wjatka	5,43	„
Nowgorod	5,50	„
Wladimir	5,50	„
Nischni-Nowgorod	5,67	„
Pskow	5,90	„

„Man sieht, das gänzlich verkommene Gouvernement Pskow thut es an „Kindersegen“ sogar Irland zuvor.“

„ . . . Wenn nun aber von Thun und Anderen constatirt wird, daß bei aller dieser ehelichen Fruchtbarkeit die Volksvermehrung in diesen Gouvernements in's Stocken, ja sogar in rückläufige Bewegung gerathen ist, so giebt das einen Maßstab für die erschreckliche Sterblichkeit und namentlich die Kinder- und Säuglingssterblichkeit in diesem ausgedehnten Landstriche.“

von 20 bis 30 zusammen genommen, weil sie verheirathet sein müssen, um das Recht auf einen Antheil am Gemeindelande zu erwerben.

Auf diesen von der Staatsregierung besorgten Besitz hin wird der eigene Haushalt gegründet, ohne das zur Wirthschaft nothwendige Capital oder Erfahrung gesammelt zu haben. Sehr bald aber wird dem jungen Ehepaar das Ernähren der Familie unmöglich. Sehen die Eltern ihre armen Kinder hungern, hinsiechen und sterben, oder müssen sie dieselben verlassen, weil sie gezwungen sind in der ferne Erwerb zu suchen, so muß solches den Menschen anstatt ihn glücklich zu machen, durch Vernichtung eines der tiefsten moralischen Gefühle, dem Pflichtgefühl seine Kinder zu versorgen, sittlich abstumpfen und schließlich so weit herunterbringen, daß wir uns über abnehmende Arbeitslust und zunehmende Trunksucht gar nicht mehr zu wundern brauchen. Diese beiden Uebel werden durch häuslichen Kummer in hohem Grade gefördert und durch nichts in der Welt so nachhaltig verhindert, als durch die Gelegenheit für seine Kinder sammeln und ihnen das materielle Gut sowohl, als wie einen guten Ruf (guten Namen) vererben zu können. Fast instinktmäßig, möchte ich sagen, läßt der ausschweifendste Jüngling als Familienvater von seinen leichtsinnigen Gewohnheiten und wird solid. Aber: „Wer Sorgen hat, hat auch Liqueur!“ Ist durch das künstliche

System des Gemeinbesitzes das Erwerben schon ohnehin erschwert, so wird durch häuslichen Kummer auch die Lust zum Erwerben vernichtet.

Diese psychologischen Gründe tragen meiner Ansicht nach ebensoviel zum Darniederliegen der Landwirthschaft und dem Zunehmen der Trunksucht bei als die materielle Schwierigkeit von großen Dörfern aus entfernt gelegene ebenso kleine als zahlreiche Landantheile rationell landwirthschaftlich zu bearbeiten oder gar zu melioriren. Eine Entwässerung z. B. ist dem Einzelnen absolut unmöglich. — Das Leben in großen Dörfern aber giebt zur Entwicklung von Festlichkeiten und Belustigungen, in denen man die Sorgen ertränkt, gar zu verführerische Gelegenheit. Die großen Dörfer sind ein Nachbleibsel aus den Zeiten, als Räubereien so häufig waren, daß der Einzelne sich auf dem flachen Lande nicht zu schützen vermochte. Diese Gewohnheit bleibt meist noch lange bestehen auch in Ländern, wo diese Veranlassung dazu schon seit Jahrhunderten aufgehört hat. So wie die öconomischen Verhältnisse aber eine höhere Leistung in der Landwirthschaft nothwendig machen, siedeln sich die Landwirthe auf ihrem arrondirten Felde selbst an. In Amerika bringen die Farmer diese Gewohnheit aus der civilisirten Heimath schon mit, es kostet aber auch vielen ihren Scalp und in den gefährlichsten Districten müssen die Pioniere sich doch zusammendrängen, um den Angriffen der Wilden nicht zu unterliegen.

Wo das Leben in Dörfern so zur nationalen Gewohnheit geworden ist wie in Rußland, da ist es unmöglich es rasch abzuändern; aber wollen wir hoffen, daß wenigstens der Zustand, in welchem unser Land sich eben befindet, wo der großen Masse der ländlichen Bevölkerung das Erwerben von wirklichem Eigenthum, d. h. solchem Besitz, den man verlieren kann und den man erwerben muß, um ihn zu haben, besonders erschwert ist, nur ein Uebergangsstadium ist, das bald überstanden sein wird, um einer natürlichen Entwicklung der vielen schlummernden Kräfte des Landes und der Leute Platz zu machen und unsre Theoretiker bald nicht mehr auf einen noch vollständigeren, immer vom Staat zu beschaffenden Gemeinbesitz, sondern auf Sicherung des von Jedem selbst zu erwerbenden Eigenthums losarbeiten werden.

